

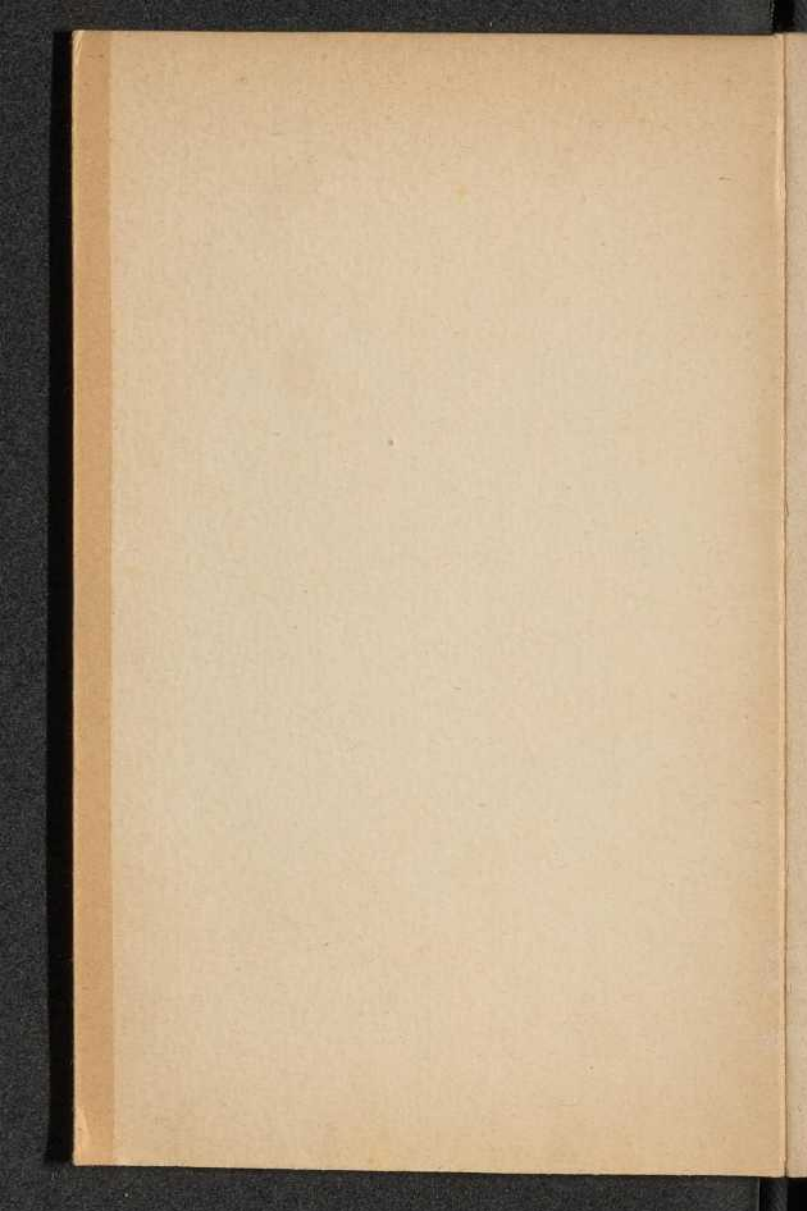
Erzählungen
für Christenkinder
von
Dr. C. G. Barth.

Die
Flucht des Camisarden.

Vierte Auflage.

Stuttgart.

Druck und Verlag von S. F. Steinkopf.



8710

Die
Flucht des Camisarden.

Eine Erzählung für Christenfinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

Vierte Auflage.

Stuttgart, 1899.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Handbook of Chemistry

Volume 1: General Chemistry

Dr. C. F. Johnson

Second Edition

Copyright 1908

Printed and Published by J. B. Johnson

1. Einleitung.

König Heinrich IV hatte den Hugenotten (Protestanten) in Frankreich durch das Edikt von Nantes (1598) freie Religionsübung und in Hinsicht auf Ämter und Würden gleiche Rechte mit den Katholiken zugesichert. Aber Ludwig XIV, der sich vorgenommen hatte, ganz Frankreich zum Katholizismus zurückzuführen, fing schon im Jahr 1660 an, den Rechten der Hugenotten Abbruch zu thun, und das ging allmählich immer weiter, bis er endlich im Jahr 1685 das Edikt von Nantes ganz aufhob. Nun wurden alle reformirten Geistlichen vertrieben; und diejenigen Provinzen, durch welche das Cevennengebirge streicht und wo die meisten Reformirten wohnten (Depart. du Gard, de la Lozère, de l'Ardèche), wurden nun der Schauplatz wilder Grausamkeit und empörender Mißhandlungen. Dragoner und andere Soldaten wurden geschickt, um die armen Leute mit Gewalt zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen. Kein Wunder, daß die Protestanten auf diesen König so übel zu sprechen waren und einige ihn sogar für den Antichrist

erklärten, wozu auch sein Name LVDoVICVs, der nach römischer Rechnung die Zahl 666 enthielt, erhalten mußte. Die Verfolgung war so drückend, daß viele wirklich oder zum Schein nachgaben, und gegen Fünfmalhunderttausend mit Zurücklassung des größten Theils ihrer Habe in die benachbarten protestantischen Länder auswanderten, die Zurückgebliebenen aber, nachdem sie siebenzehn Jahre lang eine unmenſchliche Behandlung erlitten hatten, anſingen, ſich ihren Feinden zu widerſetzen und die Waffen gegen ſie zu ergreifen. Von dem gräßlichen Religionskrieg, der ſich darauf erhob, und den man auch den Cevennenkrieg oder Camisardenkrieg nennt, erzähle ich dieſes mal nicht; ihr könnet in jeder ausführlichen Welt- oder Kirchengeschichte das Nähere darüber finden.

Im Jahre 1700 bekam der Herzog von F. die Erlaubnis, nach P. zu reisen, um die in den königlichen Städten dieser Provinz wohnenden Hugenotten durch eine Anzahl gefühlloser Dragoner zu befehren. Er kam in Begleitung von vier Jesuiten in der Stadt P. an und hatte ein Regiment Dragoner bei sich, deren grausames Benehmen gegen die Bürger, bei welchen sie einquartiert waren, mehr Hugenotten zum Abfall bewegte als alle Ermahnungen der Jesuiten. Sie wendeten alle möglichen Grausamkeiten an, um

die armen Bürger in die Messe zu treiben und sie zur Abschwörung ihrer Religion zu bewegen. Ein Eidesformular, das mit Verwünschungen gegen den Protestantismus angefüllt war, sollten die armen gemarterten Bürger unterzeichnen und beschwören. Um diese Zeit wohnte in dem Städtchen B. ein rechtschaffener protestantischer Bürger, den ich Mantal nennen will. Er betrieb einen Handel, wandelte dabei unsträflich, erzog seine Kinder in der Furcht Gottes und unterrichtete sie in den Grundsätzen der wahren Religion, indem er sie, wie es das Bedürfnis der damaligen Zeitumstände erforderte, vor den Irrthümern des Papsttums hinlänglich zu verwarnen suchte. Diesem Mann wurden zweiundzwanzig von den schrecklichen Dragonern in das Haus gelegt, er selbst aber ohne Recht und Urtheil in das Gefängniß geworfen. Zwei Söhne und eine Tochter, die noch kleine Kinder waren, raubte man mit Gewalt und steckte sie in ein Kloster. Ein einziger Sohn war so glücklich, zu entkommen, und die arme Mutter befand sich nun unter den zweiundzwanzig Bösewichtern allein, und wurde von ihnen aufs entsetzlichste gemartert. Nachdem sie im Hause alles verwüstet hatten, so daß nur die vier Wände stehen blieben, schleppten sie die trostlose Mutter vor den Herzog, der sie durch

die niederträchtigste Behandlung und die fürchterlichsten Drohungen zwang, das Formular zu unterschreiben. Die arme Frau, welche bitterlich weinte und wider alles, was sie thun mußte, feierlich protestierte, wollte ihre Weigerung auch schriftlich bestätigen, und als ihr der Herzog das Formular zur Abschwörung ihrer Religion zur Unterzeichnung vorlegte, schrieb sie zwar ihren Namen hin, setzte aber die Worte darunter: Der Herzog von F. hat mich dazu gezwungen. Man wollte sie nötigen, diese Worte wieder auszustreichen, sie verweigerte es aber standhaft. Einer von den Jesuiten übernahm die Mühe und strich die Worte aus.

Doch wir müssen nun die arme Frau verlassen und uns nach dem geflüchteten Sohne umsehen, der uns jetzt seine Geschichte selbst erzählen soll.

2. Die Flucht.

Ehe die Dragoner in das Haus meiner Eltern eindringen, war ich schon aus demselben entronnen. Es war im Oktober 1700, als ich eben sechzehn Jahr alt war. Das ist freilich kein Alter, in dem man hinlängliche Erfahrungen

hat, sich aus solchen gefährlichen Händen, wie die damaligen waren, herauszuwickeln. Wie sollte ich der Wachsamkeit der Dragoner, welche die Stadt und all ihre Zugänge besetzt hatten, entkommen? Dennoch war ich durch Gottes Gnade so glücklich, daß ich nebst einem meiner Freunde bei Nacht entkam, ohne bemerkt zu werden; und nachdem wir die ganze Nacht durch einen Wald gegangen waren, befanden wir uns des andern Morgens in M., einer kleinen Stadt, die ungefähr vier französische Meilen von B. liegt. Hier entschlossen wir uns, was uns auch begegnen möchte, unsere Reise bis nach Holland fortzusetzen. Bei allen Gefahren, die uns bevorstanden, überließen wir uns dem Willen Gottes, empfahlen uns in Seinen Schutz und faßten den festen Vorsatz, nicht wie Lots Weib zurückzusehen, sondern unverrückt bei dem Bekenntnis der wahren Religion zu verharren, sollten wir auch darüber auf die Galeeren oder selbst zum Tode verurteilt werden. Hierauf riefen wir Gott um Barmherzigkeit und Beistand an und gingen fröhlich auf den Weg nach Paris los. Unser Geldbeutel war nicht sonderlich angefüllt; ungefähr zehn Pistolen (à 15 Mark) waren unser ganzes Kapital. Wir machten daher eine sehr sparsame Einteilung, um unsern kleinen Vorrat zu scho-

nen, und kehrten täglich nur in ganz mittelmäßigen Herbergen ein, wo wenig zu verzehren war. Bis nach Paris, wo wir den 10. November 1700 ankamen, begegnete uns, Gott sei Dank, kein Unfall. Wir hatten, als wir unsere Heimat verließen, den Plan gemacht, einen Bekannten aufzusuchen, der uns den leichtesten und gefahrlosesten Weg bis an die Grenze zeigen sollte. Wirklich gab uns auch ein protestantischer Freund eine schriftliche Marschrouten bis nach Mezières, einem Waffenplatz an der Maas, der zugleich der Grenzort gegen die spanischen Niederlande war und an den Ardennenwald stieß. Dieser Freund sagte uns, wir hätten sonst keine Gefahr zu fürchten, als beim Eingang in diese Stadt, und der Ardennenwald könne uns dazu dienen, nach Charleroi zu kommen, das nur sechs bis sieben Meilen von Mezières entfernt sei. Hätten wir aber einmal Charleroi erreicht, dann wären wir außerhalb der Grenzen Frankreichs und somit in Sicherheit, denn es befinde sich dort ein holländischer Kommandant mit seiner Garnison. Am meisten warnte er uns, nach Mezières zu gehen, weil man dort auf alle Fremden die strengste Aufmerksamkeit richte, und wenn sie nicht mit einem Paß versehen seien, sie ins Gefängnis führe.

Wir traten nun die Reise von Paris nach Mezières an. Unterwegs begegnete uns nichts Widriges, da man im Königreich selbst niemand befragte und nur auf den Grenzorten scharfe Wache hielt. So kamen wir an einem Nachmittag gegen vier Uhr auf einem kleinen Hügel an, der ungefähr eine Viertelmeile von Mezières entfernt war, und von dem wir die ganze Stadt und das Thor, durch das wir gehen mußten, übersehen konnten. Man kann sich leicht vorstellen, wie uns zu Mute war, als uns die Gefahr so nahe vor den Augen stand. Wir setzten uns auf dem Hügel ein wenig nieder und besprachen uns über den Eintritt in die Stadt. Als wir nun unsere Augen auf das Thor richteten, sahen wir, daß eine lange Brücke über die Maas an dasselbe stieß und eine Menge Bürger bei dem schönen Wetter auf derselben spazieren gingen. Wir dachten nun, wenn wir uns unter diese Bürger mengten und mit ihnen auf der Brücke hin und her gingen, so könnten wir leicht unter ihnen durchkommen, ohne von der Schildwache als Fremde erkannt zu werden. Nachdem wir uns dazu entschlossen hatten, nahmen wir die in unserem Reisefack befindlichen Hemden heraus, zogen sie alle über den Leib und steckten den Reisefack in die Rocktaschen. Darnach puzten wir

unsere Schuhe, kämmten unsere Haare aus und bedienten uns aller Vorsicht, um nicht wie Fremde auszusehen. So gerüstet gingen wir den Hügel hinab und auf die Brücke zu, auf welcher wir unter den Bürgern so lange spazieren gingen, bis mit der Trommel das Zeichen zum Thor= schluß gegeben wurde. Die Bürger eilten nun über Hals und Kopf, in die Stadt zu kommen; wir liefen im Gedränge mit, und die Schildwache bemerkte uns nicht. Schon waren wir froh darüber, dieser Gefahr entgangen zu sein, weil wir glaubten, dies sei die einzige, die wir zu befürchten hätten; aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Auf der andern Seite von Mezières konnten wir nicht wieder hinauskommen, weil das gegenüberstehende Thor bereits verschlossen war; wir mußten also in der Stadt übernachten. In die erste Herberge, die uns zu Gesicht kam, traten wir ein. Der Wirt war nicht zu Hause, seine Frau aber nahm uns auf. Wir bestellten etwas Abendbrot, und als wir gegen neun Uhr in unsrer Kammer zu Tische saßen, um dasselbe zu verzehren, kam der Wirt zurück. Seine Frau erzählte ihm, sie habe zwei junge Fremdlinge ins Haus aufgenommen. Er fragte sie, was wir in unsrer Kammer gut hören konnten, ob wir auch einen Paß vom Gou-

verneur hätten, und als sie erwiderte, sie habe nicht darnach gefragt, sagte er zu ihr: „Was, du leichtsinniges Weib, willst du uns ins Unglück und Verderben stürzen? Du weißt ja die strengen Verbote, daß man ohne Erlaubnis niemand beherbergen soll. Ich muß sogleich mit ihnen zum Gouverneur gehen.“ Diese Äußerung des Wirts machte uns natürlich große Unruhe. Endlich trat er selbst in unsere Kammer und fragte uns sehr höflich, ob wir mit dem Gouverneur gesprochen hätten. Wir antworteten, wir hätten es nicht für nötig gehalten, da wir nur eine Nacht in der Stadt zu bleiben gedächten. Darauf sagte er: „Wenn der Gouverneur wüßte, daß ich euch ohne seine Erlaubnis beherberge, so würde es mich tausend Thaler kosten. Aber habt ihr denn einen Paß bei euch, daß ihr in die Grenzstädte kommen dürft?“ In dieser Verlegenheit wurden wir, leider, der Wahrheit ungetreu und antworteten scheinbar ganz getrost, wir seien damit wohl versehen. „Das ist etwas anderes,“ erwiderte er, „auf diese Weise habe ich nichts zu besorgen, wenn ich euch ohne Erlaubnis beherberge. Indessen müßet ihr doch mit mir zum Gouverneur gehen, um ihm euren Paß vorzuweisen.“ Wir erklärten ihm, wir seien jetzt sehr müde und entkräftet, morgen früh

aber wollten wir ihm willig folgen. Damit ließ er sich beschwichtigen. Wir nahmen sodann unsere Mahlzeit vollends zu uns und legten uns in das gute Bett, das für uns zubereitet war. Aber es kam kein Schlaf in unsere Augen, so sehr hatte sich die Furcht vor der nahen Gefahr unser bemächtigt. Wie mancherlei Überlegungen stellten wir in dieser langen Nacht an! was für Antworten wurden ausstudiert, um den Fragen des Gouverneurs auszuweichen! Aber es waren lauter Streiche ins Ungewisse. Und da uns niemand für einen glücklichen Ausgang der Sache bürgen konnte, so brachten wir den Rest im Gebet zu. Wir riefen den Heiland in einer so dringenden Not um seinen Beistand an; wir baten ihn, wenn er uns ja in eine Prüfung wolle kommen lassen, so möchte er uns doch Mut und Standhaftigkeit verleihen, ein würdiges Bekenntnis der evangelischen Wahrheit abzulegen. Sobald der Tag anbrach, standen wir hurtig auf und gingen hinunter in die Küche, neben welcher der Wirt und seine Frau lagen. Indem wir uns aber ankleideten, fiel uns ein Mittel ein, den Gouverneur zu umgehen: wir faßten nämlich den Vorsatz, heimlich aus dem Quartier zu entweichen, ehe der Wirt aufgestanden wäre und uns näher beobachten könnte. Als er uns un-

ten in der Küche wahrnahm, fragte er, was wir so frühe schon verlangten. Wir antworteten ihm, wir wollten, ehe wir zum Gouverneur gingen, erst ein Frühstück zu uns nehmen, damit wir, sobald wir vom Gouverneur abgefertigt wären, unsere Reise gleich weiter fortsetzen könnten. Er billigte unser Vorhaben und befahl der Köchin, sie solle, während er aufstehe und sich anleide, das Frühstück zubereiten. Als wir nun merkten, daß die Magd die Küchenthüre, welche gerade auf die Straße ging, offen gelassen hatte, schützten wir ein Bedürfnis vor und traten hinaus. Der Wirt dachte an nichts Arges, und so entkamen wir aus dieser fatalen Herberge, ohne Abschied zu nehmen. Als wir auf der Straße waren, fragten wir einen kleinen Knaben, welches das Thor zu dem Wege nach Charleville sei, denn durch dieses mußten wir unsern Weg nehmen. Wir waren nicht weit davon; als man daselbe aufmachte, gingen wir ohne alles Hindernis hinaus und auf die kleine Stadt Charleville zu, die ohne Thor und Besatzung war, und etwa einen Büchschuß weit von Mezières lag. Nachdem wir daselbst eilig gefrühstückt hatten, gingen wir auf der andern Seite wieder hinaus und dem Ardennenwald zu. In der Nacht vorher hatte es stark gefroren, und der Wald kam uns

ganz graufig vor, weil alle Bäume mit Glatt-
eis überzogen waren. Als wir etwas tiefer in
den Wald hineinkamen, trafen wir eine große
Menge Wege an und mußten nicht, welchen wir
auf Charleroi zu nehmen sollten. In dieser Ver-
legenheit begegneten wir einem Bauersmann, bei
dem wir uns um den rechten Weg nach Charle-
roi erkundigten. Der Bauer erwiderte mit Achsel-
zucken, er sehe wohl, daß wir Fremde seien, und
es sei für uns gefährlich, durch den Ardennen-
wald nach Charleroi zu gehen: denn je weiter
wir darin fortgehen würden, desto mehr Wege
würden wir antreffen, und für einen mit der
Gegend nicht bekannten Menschen sei es fast un-
möglich, den rechten Weg zu finden. Es sei in
diesem Walde weder ein Dorf noch ein Haus zu
finden, und so würden wir in Gefahr laufen,
uns dergestalt zu verirren, daß wir in vierzehn
Tagen nicht wieder auf die rechte Bahn kämen.
Überdies sei der Wald voll wilder Tiere, und
wenn der eingefallene Frost anhalten sollte, so
würden wir entweder von diesen zerrissen wer-
den oder durch Hunger und Kälte umkommen.
Dieser trostlose Bericht setzte uns natürlich in
große Bestürzung. Wir boten daher dem Bauers-
mann einen Louisd'or, wenn er uns den rechten
Weg nach Charleroi zeigen würde. „Nein!“

sagte er, „und wenn ihr mir hundert Louisd'or geben wolltet. Ich merke wohl, daß ihr Hugenotten und aus Frankreich geflüchtet seid. Ich würde mir selbst den Strick an den Hals legen, wenn ich euch diesen Dienst erzeigte. Aber ich will euch einen guten Rat geben. Verlasset den Ardennenwald und wählet den Weg zu eurer Linken. Auf diesem werdet ihr in ein Dorf kommen; da bleibet über Nacht, und morgen früh schlaget den Weg ein, der von diesem Dorfe aus rechts führt. Ihr werdet dann die Stadt Rocroy zu sehen bekommen, die müßet ihr links liegen lassen. Setzt den Weg immer rechts fort, so werdet ihr in die kleine Stadt Couvé gelangen. Durch diese müßet ihr gehen, und wann ihr wieder herauskommet, so schlaget euch auf den Weg linker Hand, der wird euch ohne Gefahr nach Charleroi führen. Dieser Weg ist zwar viel weiter als der durch den Ardennenwald, aber er ist dagegen ganz sicher.“ — Wir dankten dem ehrlichen Mann und folgten seinem Rat. Abends kamen wir in dem Dorfe an, davon er uns gesagt hatte; wir übernachteten in demselben und fanden am andern Morgen den Weg zur rechten Hand, den er uns angedeutet hatte. Wir gingen diesen und ließen Rocroy liegen. Allein der gute Bauer hatte uns, viel-

leicht aus Unwissenheit, nicht gesagt, daß dieser Weg auf einen engen Paß zwischen zwei Bergen zuführe, worin eine französische Wache stand, welche die Fremden, die ohne Paß reisten, anhielt und nach Rocroy ins Gefängniß lieferte. Wir gingen also wie verirrte Schafe dieser Löwenhöhle entgegen. Dennoch entgingen wir durch eine merkwürdige Schickung Gottes der augenscheinlichen Gefahr. Denn als wir in diesen engen Paß eintraten, der die Südwache hieß, fiel ein so heftiger Regen, daß die Schildwache in das Wachthaus hineinging, und wir unbemerkt vorbeikamen. So gelangten wir nach Couvé. Wir hätten hier völlig sicher sein können, wenn wir gewußt hätten, daß diese kleine Stadt außerhalb der Grenzen Frankreichs gelegen sei. Sie gehörte dem Fürsten von Lüttich, und es war ein Schloß bei derselben, in dem eine holländische Besatzung lag. Aber davon wußten wir zu unserm Unglück nichts, sonst hätten wir uns an den Gouverneur gewendet, der allen Flüchtlingen, die nach Charleroi gehen wollten, eine Bedeckung mitzugeben pflegte. Kurz, Gott ließ es geschehen, daß wir in unsrer Unwissenheit blieben, um unsern Glauben und unsere Standhaftigkeit durch die Erfahrung großen Elends zu bewähren.

3. Das Gefängnis.

Durch und durch naß kamen wir zu Couvé an, und gingen gleich nach dem Wirtshause, um uns daselbst zu trocknen und etwas zu essen. Man brachte uns eine Kanne Bier, aber keine Gläser. Als wir welche forderten, sagte der Wirt, er sehe wohl, daß wir Franzosen seien, denn hier zu Lande sei man gewohnt, aus der Kanne selbst zu trinken. Wir bequerten uns gern dazu. Allein diese Frage nach Gläsern, obgleich an sich ganz unschuldig, wurde die Ursache unseres Unglücks. Es befanden sich nämlich noch einige Personen in der Stube, unter denen ein Bürger aus der Stadt und ein Forstbedienter des Fürsten von Lüttich. Als letzterer die Äußerung des Wirts gegen uns vernommen hatte, nahm er sich vor, uns auszuforschen und wurde so dreist, daß er sich neben uns hinsetzte. Sein erstes Wort war: „Ich will viel wetten, daß ihr keine Rosenkränze bei euch habt.“ Mein Gefährte, der sich eben Schnupstabaß riech, zeigte ihm leichtsinnigerweise das Reibeisen, und sagte: „Dies ist mein Rosenkranz.“ Diese Antwort bestärkte den Forstmann in seinen Gedanken, daß wir Protestanten und aus Frankreich entflohen sein müßten, und er faßte alsbald insgeheim

seinen Entschluß. Als wir nun Couvé verließen, gingen wir zwar gleich den Weg, der zur Linken lag, wie uns der redliche Bauer unterwiesen hatte; aber kaum hatten wir denselben betreten, so wurden wir von weitem einen Menschen gewahr, der wie ein Offizier zu Pferde aussah und gerade auf uns zukam. Da man nun, wenn man einmal in Furcht ist, durch den geringsten Umstand erschreckt wird, so wollten wir dem Offizier ausweichen, und gerieten so auf den unglücklichen Weg, der uns nach Marienburg führte.

Diese Stadt ist sehr klein, und hat nur ein Thor. Wir wollten sie zur Linken liegen lassen und auf dem Wege nach Charleroi rechts weiter ziehen. Als wir aber vor Marienburg ankamen, fing die Nacht schon an hereinzubrechen, und da wir vor dem Stadtthor ein Wirtshaus sahen, beschloßen wir, hier zu übernachten. Man führte uns in eine geheizte Stube; aber kaum waren wir eine halbe Stunde da gewesen, als wir einen Mann hereintreten sahen, der uns überaus höflich grüßte und fragte, wo wir her seien und wo wir hingehen wollten. Wir hielten ihn für den Wirt, und sagten ihm, wir seien von Paris und möchten gern nach Philippeville. „Ich muß es,“ sagte er, „dem Stadthalter von Marienburg melden.“ Wir glaubten ihn ebenso, wie den

Wirt zu Mezières, hinhalten zu können; allein wir täuschten uns, denn er befahl uns mit troziger Stimme, ihm sogleich zu folgen. Ungeachtet unseres Unglücks waren wir nicht mutlos und ließen keine Furcht blicken. Ich sagte zu meinem Gefährten in unserem eigenthümlichen Dialekt, den der Mann nicht verstand: da es sehr dunkel sei, so wollten wir ihm zwischen der Stadt und dem Wirthshaus entweichen. Als wir aber in den Hof des Hauses kamen, merkten wir bald, daß es der Unteroffizier von der Thormache war, der noch acht Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten bei sich hatte. An ihrer Spitze sahen wir den gottlosen Forstbedienten von Couvé, der uns verraten hatte. An Entfliehen war nun freilich nicht zu denken. Man brachte uns zum Statthalter, der uns nach dem woher und wohin fragte. Auf die erste Frage sagten wir ihm die Wahrheit; bei der zweiten aber gaben wir vor, wir seien Perückenmacher, und wollten gern nach Philippeville, von da nach Maubeuge, Valenciennes, Cambrai und andern Orten, und dann zurück in unser Vaterland. Der Statthalter ließ uns durch seinen Kammerdiener, der ein Perückenmacher war, examinieren, und zum Glück wandte sich der an meinen Gefährten, welcher diese Profession wirklich gelernt hatte, so daß die Prüfung

befriedigend ausfiel. Hierauf fragte uns der Statthalter: „Zu welcher Religion bekennet ihr euch?“ Wir sagten frei heraus, wir seien der reformirten Religion zugethan, denn wir schämten uns in diesem Stück der Wahrheit ungetreu zu werden. Möchten wir nur bei den andern Fragen, die er an uns richtete, auch die Wahrheit geredet haben! Denn, will man nicht auf einen schlüpfrigen Weg geraten, will man sein Gewissen rein und sein Vertrauen auf Gott in Kraft erhalten, so muß man sich vor jeder Lüge aufs sorgfältigste hüten. Aber ach, wie leicht ist das Menschenherz durch Furcht und andere Rücksichten von dem Wege der Wahrheit hinweggelockt! Wie leicht gerät man, auch bei richtiger Erkenntnis der Wahrheit und bei dem besten Vorsatz, ihr nichts zu vergeben, doch in eine Falle, und muß auf eine demütigende Weise erfahren, daß man auch bei dieser wie bei andern Sünden, hat man einmal in sie gewilligt, in die Knechtschaft gerät und von einer Übertretung zur andern hingerissen wird. Mit schmerzlicher Reue blicke ich auf diese Verirrungen zurück. — Als uns der Statthalter befragte, ob es unser Vorsatz sei, das Königreich zu verlassen, verneinten wir es. Nachdem nun die Untersuchung eine ganze Stunde gewährt hatte, befahl

der Statthalter dem Platzmajor, uns zur Sicherheit festsetzen zu lassen. Unterwegs fragte mich der Major, Herr de la Salle, ob ich wirklich aus B. gebürtig sei? Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Ich bin gleichfalls in einem, eine Meile von B. gelegenen Orte geboren. Wie heißen Sie? Wie heißt Ihre Familie?“ Ich sagte es ihm. „Großer Gott!“ rief er aus, „Ihr Vater ist mein bester Freund! Tröstet euch, meine Kinder; ich werde mich bemühen, euch aus eurer unglücklichen Lage zu erlösen, und in zwei oder drei Tagen sollet ihr die Freiheit wieder ungestört genießen.“ Unter diesen Reden kamen wir zum Gefängnis, das abscheulich aussah. Angst und Bestürzung überfielen uns. Weinend fragten wir den Major: „Was für eine Schandthat haben wir denn begangen, daß man mit uns wie mit Bösewichtern umgeht, die Galgen und Rad verdient haben?“ „Meine Kinder!“ sagte der Major mitleidig, „ich muß meinen Auftrag vollstrecken; wenn ich aber etwas ausrichten kann, so sollt ihr die Nacht nicht an diesem fürchterlichen Ort zubringen.“ Er ging auch sogleich zum Statthalter und sagte ihm, er habe uns sehr genau durchsucht und nichts als ein Fünfsthalerstück bei uns gefunden; das beweise hinlänglich, daß wir nicht gesonnen

seien, Frankreich zu verlassen, und er glaube, es wäre billig und recht, uns in Freiheit zu setzen. Allein zum Unglück ging eben an diesem Abend die Post nach Paris, und während der Zeit, da wir nach dem Gefängnis gebracht wurden, hatte der Statthalter unsere Gefangenenehmung nach Hofe berichtet. Der Major kam dadurch in die größte Bestürzung: er bat den Statthalter, uns wenigstens aus dem häßlichen Gefängnis herauszulassen und uns das Haus des Stockmeisters einzuräumen: er wolle dafür stehen, daß wir nicht entfliehen würden. Der Statthalter bewilligte es; und kaum waren wir eine Stunde im Gefängnis gewesen, so kam der Major mit einem Korporal und einer Schildwache zurück, und kündigte uns an, wir sollten eine Stube im Hause des Stockmeisters bekommen. Er gab auch das wenige Geld, das wir ihm zugestellt hatten, dem Gefängniswärter, und befahl ihm, uns davon so lange zu unterhalten, als es hinreichend sein würde. Diese freundschaftliche Behandlung des Majors milderte ein wenig die traurige Nachricht, die er uns vom Statthalter zu bringen hatte. Bald nachher schickte der Statthalter eine sehr günstige Darstellung unserer Sache an den Hof in Paris. Allein unser Bekenntniß, daß wir der protestantischen Religion zugethan seien,

brachte den Staatsminister, de la Brilliére, so sehr gegen uns auf, daß er alles andere gar keiner Aufmerksamkeit würdigte und dem Gouverneur von Marienburg ohne weiteres befahl, uns zu den Galeeren zu verurtheilen, weil wir ohne Geleitsbrief über die Grenze gegangen seien. Indessen sollte der Geistliche von Marienburg allem aufbieten, uns zum Eintritt in die römische Kirche zu bewegen; und wenn ihm dies gelänge, so könnte man uns, nachdem wir unterrichtet worden wären und unsere Religion abgeschworen hätten, in Freiheit setzen und nach B. zurückbringen lassen. Der Major ließ uns das Original des Briefes selbst lesen und sagte dabei: „Erwarten Sie von mir keinen Rath, was Sie thun oder lassen sollen; Ihr Gewissen hat darüber einzig zu entscheiden. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist das, daß die Abschwörung Ihrer Religion Ihnen die Thüren Ihres Gefängnisses öffnen wird; außerdem aber werden Sie sicherlich auf die Galeeren gebracht.“ Wir antworteten ihm: „Wir haben unser ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt und unterwerfen uns in Demuth seinem heiligen Willen. Menschliche Hilfe erwarten wir nicht; aber durch Gottes Gnade, die wir ohne Aufhören anrufen, werden wir die göttlichen und wahrhaften Grundsätze unserer heiligen

Religion niemals verleugnen. Halten Sie es ja nicht für Eigensinn oder Hartnäckigkeit, daß wir standhaft bei unserem Glauben bleiben: nein, es geschieht, Gott sei Dank, aus Erkenntnis und Überzeugung und weil unsere Eltern alle mögliche Sorgfalt angewendet haben, uns die Wahrheit unserer Religion und die Irrtümer der römischen Kirche erkennen zu lehren.“ Wir dankten ihm zugleich mit gerührtem Herzen für die vielen Bemühungen um uns und versicherten ihn, da wir unsere Dankbarkeit durch nichts anderes an den Tag legen könnten, wollten wir beständig für ihn beten. Der wohlmeinende Mann, der im Herzen, wie wir, ein Protestant und nur äußerlich ein Katholik war, umarmte uns brüderlich und gestand, er sei eben so unglücklich wie wir; mit thränenden Augen begab er sich hinweg und bat um Entschuldigung, daß er nicht länger bei uns bleibe, er habe seine Fassung ganz verloren.

Unterdessen nahm unser weniges Geld immer mehr ab, und wir erhielten täglich nur andert-
halb Pfund Kommisbrot. Allein der Gouverneur und der Major schickten uns abwechselungsweise hinreichend zu essen; und auch der oberste Geistliche, der uns zu bekehren hoffte, sowie die Mönche des Klosters, überhäuften uns so sehr mit

Speisen, daß wir den Stodmeister und seine Familie noch davon unterhalten konnten. Der Prediger besuchte uns fast alle Tage und gab uns einen römischen Katechismus, dem wir aber den Katechismus von Drelincourt, welchen wir bei uns hatten, entgegensetzten. Er hatte uns die Freiheit gegeben, mit ihm entweder aus der Tradition oder aus der heiligen Schrift zu disputieren; als wir aber das letztere erwählten, war er damit nicht zufrieden, sondern verließ uns nach zwei oder drei Unterredungen. Nachdem nun auch seine übrigen Anschläge, uns durch zeitliche Vorteile zu gewinnen, mißlungen waren, wurde er so erbittert, daß er dem Gouverneur und dem Stadtrichter erklärte, er könne sich zu unserer Bekehrung gar keine Hoffnung machen, wir seien verstockte und verhärtete Menschen, die sich auf keine Weise einlassen wollen. Demnach wurde beschlossen, das Urtheil über uns zu sprechen. Der Stadtrichter und sein Schreiber kamen zu uns in das Gefängnis und stellten eine gerichtliche Untersuchung an. Nach zwei Tagen wurde uns das Urtheil vorgelesen, welches also lautete: da wir überführt worden seien, daß wir gegen den Befehl des Königs aus dem Reiche hätten entweichen wollen, da wir ferner ohne Geleitsbrief des Hofes die Grenzen überschritten und

uns zum Protestantismus bekannt hätten, so seien wir auf die Galeeren verdammt, um darauf als Sklaven zeitlebens zu dienen. Der Richter fragte uns, ob wir an das Obergericht zu Tournay appellieren wollten. Wir antworteten: „Da alle Menschen wider uns aufgebracht sind, so wenden wir uns dieses ungerechten Urteils halber bloß an den Richterstuhl Gottes; auf ihn setzen wir einzig unser Vertrauen, und er allein ist der gerechte Richter.“ — „Ich bitte Sie,“ sagte er, „schreiben Sie die Härte und Strenge Ihres Urteils nicht mir zu; nein, es sind Befehle des Königs, durch die Sie verdammt werden. Da Sie aber nicht appellieren wollen, so erfordert es meine Pflicht, mich in Ihrem Namen an das Parlament zu wenden. Machen Sie sich also gefaßt, nach Tournay zu gehen.“ — „Wir sind zu allem bereit,“ war unsere Antwort.

4. Das zweite Gefängnis.

Wir kamen nicht eher wieder aus dem Kerker, als bis die Reise nach Tournay anging. Wir machten sie zu Fuß in Begleitung von vier Häschern, welche uns Stricke um die Hände legten, und uns beide mit denselben an einander

banden. Auf dieser beschwerlichen Reise kamen wir durch Philippeville, Maubeuge, und Valenciennes. Jeden Abend warf man uns in schreckliche Gefängnisse, wo wir ohne Bett und ohne Stroh auf der bloßen Erde liegen mußten. Wasser und Brot war unsere Nahrung. Gleich Mördern, die Galgen und Rad verdient hatten, wurden wir behandelt. Als wir endlich zu Tournay anlangten, verwahrte man uns in den Gefängnissen des Parlaments. Wir waren von allem Gelde entblößt und meinten fast täglich vor Hunger zu sterben, denn wir hatten nicht mehr als anderthalb Pfund Brot jeden Tag zu verzehren, und die Unterstützung wohlthätiger Personen war hier ganz abgeschnitten. Zur Vermehrung unseres Unglücks brachte es der Geistliche bei dem Parlament dahin, daß man unsern Prozeß so lange beiseite legte, bis er uns, wie er sagte, bekehrt haben würde. Allein dieser Priester besuchte uns nur alle acht oder vierzehn Tage, entweder aus Faulheit oder um uns durch Hunger mürbe zu machen. Er redete so wenig von der Religion, daß wir uns gar nicht verteidigen konnten; und wenn wir ihm unsere Gedanken sagen wollten, brach er ganz kurz ab, sagte: „auf ein andermal,“ und ging dann weg. Unterdeß wurden wir so mager und kraftlos,

daß wir uns nicht mehr aufrecht halten konnten. Man hatte uns zu unserem Nachtlager ein wenig verfaultes und mit Ungeziefer angefülltes Stroh gegeben, das zum Glück nahe bei der Thüre des Gefängnisses lag, durch deren kleine Öffnung uns das Brot, wie den Hunden, zugeworfen wurde. Wären wir etwas weiter von der Thüre entfernt gewesen, so würden wir bei unserer großen Schwachheit kaum im Stande gewesen sein, uns unsere Speise zu holen. In dieser äußersten Noth verkauften wir an den Thürhüter für ein wenig Brot unsere Oberröcke und Westen, ja sogar unsere übrigen Hemden, und behielten nur das, was wir auf dem Leibe trugen, das aber auch bald verfaulte und zerriß. Niemand kam zu uns als der Geistliche, der uns jedesmal fragte, ob wir des Jammers noch nicht müde seien, und erklärte, man habe gar kein Mitleiden mit uns, denn unsere Befreiung hänge ja von uns selbst ab, wir dürften nur den Irrthümern Calvins entsagen. Als er endlich in seinen Zumutungen dreist und grob zu werden anfing, gaben wir ihm gar keine Antwort mehr.

In diesem elenden Zustande hatten wir fast sechs Wochen verharret, als am Ende der sechsten Woche eines Morgens um 9 Uhr der Thürhüter einen Besen durch die kleine Öffnung hereinwarf

und uns befohl, wir sollten unser Gefängniß reinigen, man werde gleich zwei Edelleute herbeibringen, die uns Gesellschaft leisten sollten. Wir fragten ihn, wessen sie angeklagt seien. „Es sind Hugenotten wie ihr,“ antwortete er und ging wieder hinweg. Eine Viertelstunde darauf öffnete sich die Thüre unseres Gefängnisses, und der Stockmeister samt einigen bewaffneten Soldaten brachten zwei junge Herren herein, deren Kleider überaus reich mit Gold besetzt waren. Sobald diese Herren ins Gefängniß getreten waren, schloß die Wache die Thüre wieder zu und ging fort. Wir erkannten sie sogleich. Sie waren Landsleute von uns, unsere Jugendfreunde und Schulkameraden, die Söhne angesehenen Bürger zu B. Ich will den einen Salmon, den andern Roubert nennen. Jener nannte sich aber Ritter v. Salmon, und dieser Marquis v. Roubert, weil sie unter diesen erdichteten Namen leichter aus Frankreich zu entkommen hofften. Wir grüßten sie zuerst und nannten sie bei ihrem Namen. Sie aber kannten uns nicht, weil wir durch die ausgestandenen Drangsale sehr entstellt waren, und fragten uns, wer wir wären. Als wir ihnen Aufschluß gegeben hatten, erschrafen sie und sagten, unsere Eltern und Freunde seien der festen Meinung, wir müßten gestorben oder

unterwegs ermordet worden sein, da sie seit sechs bis sieben Monaten keine Nachricht von uns gehabt hätten. Wir hatten nämlich während unserer Gefangenschaft keine Erlaubnis zum Schreiben. Nach dieser kurzen Erkundigung fielen wir uns freundschaftlich um den Hals und beweinten unser trauriges Schicksal. Sie fragten uns, ob wir etwas zu essen hätten, um ihren Hunger zu stillen. Wir gaben ihnen unser kleines Stück Brot, das wir täglich bekamen. „Gerechter Gott!“ riefen sie aus, „wird man mit uns ebenso umgehen? und kann man für Geld nichts zu essen und zu trinken haben?“ — „Ja,“ antwortete ich ihnen, „für Geld wohl, aber das ist eben unsere Not, wir haben seit drei Monaten keinen Heller gesehen.“ — „O,“ sagten sie, „wenn man nur das Notwendigste für Geld haben kann, so ist's schon gut.“ Zu gleicher Zeit zogen sie aus ihren Beinkleidern und Schuhsohlen 400 Louisd'or heraus. Beim Anblick dieses Geldes empfanden wir große Freude, denn nun konnten wir hoffen, uns wieder zu erquicken und keinen Hunger mehr zu leiden. Sie gaben mir ein Fünfsthalerstück in die Hand und baten mich, etwas Essen herbringen zu lassen. Ich rief aus allen Kräften nach dem Thürhüter. Er kam und fragte, was wir verlangten. „Zu essen,“ sagte

ich ihm und gab ihm zugleich die fünf Thaler. „Sehr wohl, meine Herren,“ antwortete er. „Was wollen Sie aber dafür haben? Eine Suppe und gekochtes Fleisch?“ — „Ja, ja,“ sagte ich, „eine fette Suppe und ein Brot von zehn Pfunden und Bier.“ — „Ich werde Ihnen dieses alles in einer Stunde bringen.“ — „In einer Stunde?“ antwortete ich, „o welch eine lange Zeit!“ — Die beiden Herren konnten sich bei meiner großen Begierde nach Speise des Lachens nicht enthalten, denn sie hatten die vorige Mahlzeit noch nicht verdaut. Endlich kam die sehnlich erwünschte Stunde. Man brachte uns alles, was wir befohlen hatten, und in so großer Menge, daß sechs der hungrigsten Limosiner daran genug gehabt hätten. Ich und mein Reisegefährte fielen mit solchem Ungestüm über das Essen her, daß wir fast daran gestorben wären, denn unsre Eingeweide waren durch das gezwungene Fasten ganz zusammengezogen.

Nach der Mahlzeit fragten uns unsere Freunde, durch welche Umstände wir in dieses große Elend geraten seien. Ich erzählte alles, was seit unserer Abreise aus B. bis auf diese Stunde mit uns vorgegangen war. Sie fingen an ihre eigene Schwäche zu beweinen, und gestanden uns, in diesem Punkt seien sie nicht so stark wie wir,

vielmehr seien sie entschlossen, lieber ihrer Religion zu entsagen, als sich auf die Galeeren verdammen zu lassen. „Was?“ sagte ich, „ein solches Beispiel wollt ihr uns geben? Hätten wir euch doch lieber niemals gesehen, als daß wir euch nun zu einem Schritt entschlossen finden müssen, welcher der Erziehung, die ihr genossen habt, und der Erkenntnis der Wahrheit, in der ihr unterrichtet worden, so sehr zuwider ist. Erschrecket ihr nicht vor dem gerechten Ausspruch Gottes? Sagt er nicht, daß diejenigen, die den Willen des Herrn wissen und ihn nicht thun, weit mehr Schläge empfangen werden als die, so ihn nicht wissen? Kann es eine nachdrücklichere Warnung geben?“ Sie antworteten: „Wir können uns unmöglich auf die Galeeren schmieden lassen. Ihr seid glücklich, daß ihr solches thun könnet, und wir loben euch deshalb; aber laßt uns nicht weiter davon reden, unser Entschluß steht fest.“ Was konnten wir weiter thun, als ihre Schwachheit befeuchten und Gott anrufen, er möchte sie doch aus ihren Irrthümern herausreißen!

Zwei Tage nach ihrer Ankunft in unserem Gefängnis ließ man sie nach der Parlamentsstube kommen. Hier wurden sie kurz verhört und vom Präsidenten befragt, ob sie zur römisch-katholischen

Kirche übertreten wollten. Sie trugen durchaus kein Bedenken, zu erklären, daß das ihr ernstlicher Wunsch sei. „Gut,“ sagte der Präsident; „man wird Ihnen vor Ihrer Abschwörung einigen Unterricht geben, und alsdann werden wir zu Ihrer Befreiung schreiten.“ Man brachte sie wieder zu uns. Freude lächelte aus ihren Augen; wir aber verabscheuten unaufhörlich ihre Zaghastigkeit und ihren Abfall. Kaum waren einige Stunden verflossen, so trat ein Geistlicher ins Gefängnis. Dieser erteilte ihnen wegen ihres löblichen Vorsatzes die größten Lobsprüche, übergab ihnen einen Katechismus und sagte, ihre Loslassung hänge von der Erlernung dieses Buches ab. Die beiden Herren lernten Tag und Nacht. Zu Ende des dritten Tages aber wurde diese Beschäftigung durch einen Unglücksfall unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener vom Parlamente kamen und befahlen ihnen, vor Gericht zu kommen. Ihre Hände wurden gebunden: bedenkliches Vorzeichen! Der Präsident sagte ihnen gleich beim Eintritt: „Meine Herren, es sind nunmehr drei Tage, seit wir Ihnen versprochen, daß Sie durch den Übertritt zur römisch-katholischen Kirche Ihre Freiheit erlangen sollten. Wir wollen Sie nicht betrügen. Wir sind nicht mehr im stande, Ihnen die Freiheit zu geben. Dieser Brief verhindert uns daran.“

Der Hof befiehlt uns, Ihnen nach der Strenge des Befehls, der den Austritt aus dem Königreich verbietet, den Prozeß zu machen: auf Befehl des Königs werden Sie zu den Galeeren verdammt. Sie mögen nun, meine Herren, Ihrer Religion entsagen oder es unterlassen, der König will und befiehlt, daß Sie jedenfalls lebenslänglich auf die Galeeren verurteilt sein sollen. Es steht in Ihrer Freiheit, Ihre Religion abzuschwören; wir werden diesen edeln Schritt jederzeit loben; allein wir sagten Ihnen auch zugleich, daß er Ihnen von Ihrer Verurteilung nicht loshelfen wird.“ Die beiden Herren antworteten, da sich die Sache so verhalte, so seien sie nicht geneigt, überzutreten. „Vortreffliche Katholiken!“ rief der Präsident aus und befahl, sie wieder in ihr Gefängnis zu bringen. Sie kamen ganz bestürzt zurück; Thränen der Reue und Betrübniß flossen häufig aus ihren Augen. Das Parlament brachte ihren Prozeß bald zu Ende, und in weniger als acht Tagen wurde ihnen ihr Urtheil vorgelesen, welches dahin ging, daß sie zeitlebens zu den Galeeren verdammt seien. Des andern Tages wurden sie von vier Häschern zu Fuß nach Ryssel geführt. Eine Menge Volks stand in allen Straßen, um das traurige Schauspiel mit anzusehen, denn jedermann glaubte fest, diese bei-

den Herren seien von dem vornehmsten französischen Adel. In Ryssel machten ihnen die Jesuiten neue Versprechungen, ihnen zur Freiheit zu verhelfen, wenn sie zur katholischen Religion übertreten wollten. Nach dreiwöchentlichem Unterricht waren die armen Menschen so weit geführt, daß sie ihren Glauben öffentlich abschwuren, und die Jesuiten brachten es nun nach vielen vergeblichen Bemühungen durch die Fürbitte der Frau von Maintenon dahin, daß sie nicht bloß losgelassen wurden, sondern auch Offiziersstellen in einem französischen Regimente erhielten. Nachher erfuhren wir, daß sie beide in der Schlacht bei Heeckeren ihr Leben verloren hätten.

Uns waren sie, wie schon erwähnt, bei unserem großen Hunger zu Hilfe gekommen. Wir wußten, daß sie viel Geld hatten, und die Furcht, nach ihrer Abreise wieder in eine Hungersnot zu geraten, trieb mich zu der flehentlichen Bitte, sie möchten uns doch nur drei oder vier Louisd'or zurücklassen, die ihnen von B. aus wieder ersetzt werden sollten. Aber alle Vorstellungen waren vergeblich; sie blieben gefühllos bei unserem Elende, und hinterließen uns nicht mehr als einen halben Louisd'or, den ich ihnen aber nachher, als wir sie in ihrem Gefängnis zu Ryssel wenige Tage vor ihrer Befreiung, antrafen, wieder gegeben

habe. Wir gingen mit diesem wenigen Gelde sehr sparsam um, und aßen weiter nichts als Brod.

Der Prediger des Parlaments war, wie gesagt, mehrmals zu uns gekommen, nicht, um uns durch vernünftige Gründe zu bekehren, sondern nur, um zu sehen, ob die Noth unsern Sinn noch nicht erweicht habe. Als der Bischof von Tournay dies vernahm, schickte er einen seiner Kaplane zu uns, einen alten, redlichen Mann. Dieser sagte uns, er sei vom Bischof gesandt, um uns zur christlichen Religion zu bekehren. Wir erwiderten, wir seien bereits Christen durch die Taufe und durch unsern Glauben an das Evangelium Jesu. — „Wie? Sie sind Christen? und wie heißen Sie?“ Hiermit zog er aus seiner Tasche eine Tafel, auf der unsere Namen verzeichnet standen, denn er glaubte, sich geirrt zu haben. Wir sagten ihm unsere Vor- und Zunamen. „Sie sind es,“ antwortete er hierauf, „zu denen ich geschickt worden bin; und ich kann nicht glauben, daß Sie Christen sind, denn der Bischof hat mir aufgetragen, Sie zum Christenthum zu bekehren. Sagen Sie mir, wenn es Ihnen gefällig ist, Ihre Glaubensartikel her.“ „Sehr gern,“ antwortete ich, und sagte ihm das apostolische Glaubensbekenntnis vor. „Glauben Sie daran?“ fragte er voll Verwunderung. Als

wir es bejahten, sagte er: „und ich auch; der Bischof hat mich heute zum Narren gehabt;“ es war nämlich gerade der erste April des Jahres 1701. Ganz zornig darüber, daß ein Mann von seinem Alter und Charakter so mißbraucht worden sei, ging er schleunig von uns. Des andern Morgens schickte der Bischof seinen Großvikar, Namens Regnier, der von der Theologie mehr verstand, als der alte ehrliche Kaplan, und dabei ein sehr bescheidener, redlicher Mann war. Dieser fand uns aber in den Beweisen für unsern Glauben so gegründet und mit den Irrthümern der römischen Kirche so wohl bekannt, daß er sich unsere Befehrung nur um so mehr angelegen sein ließ. Kein Tag verging, daß er uns nicht besuchte; und während bei unserem Streiten nichts herauskam, weil er an der Tradition festhielt und wir an der heiligen Schrift, benützte er jede Gelegenheit, um uns christliche Liebe zu beweisen. Ich erinnere mich, daß er, als wir von allem entblößt waren und uns das Notwendigste fehlte, uns zur Bekleidung Leinwand geben ließ, ohne uns zu sagen, daß sie von ihm herkomme. In der Karwoche ging er zu allen Gefangenen und gab einem jeden mit Erlaubnis des Bischofs sechs Groschen; uns aber überreichte er im Namen des Bischofs vier Louis-

d'or. Wir weigerten, sie anzunehmen. Als er uns aber vorstellte, daß der Bischof diese Weigerung als einen Beweis von Haß ansehen würde, so mußten wir endlich doch nachgeben. Und freilich konnten wir dieses Geschenk in unserer Noth sehr wohl brauchen.

Da der Parlamentsprediger dem Groß-Bisgar das Recht streitig machte, das Gefängnis, das nicht zum bischöflichen Sprengel gehörte, zu besuchen, so wurde es durch die Vermittlung des Bischofs dahin gebracht, daß man uns in das Stadtgefängnis versetzte; und hier hatten wir es weit besser als zuvor. Viele Protestanten, angesehene Bürger zu Tournay, bekamen die Erlaubnis, uns hier zu besuchen. Sie bestachen den Stodmeister, daß er alle Morgen unser Gefängnis öffnete und uns erlaubte, in einem kleinen Hofe einige Stunden frische Luft zu schöpfen. Hier besuchten uns unsere treuen Freunde sehr oft, unterstützten uns mit ihrem Rat und ermahnten uns zur Standhaftigkeit. Der Groß-Bisgar traf sie einigemal bei uns an, ohne unwillig darüber zu werden, und bat sie sogar, da zu bleiben und unsere Unterredung mit anzuhören. Oft ließ er nach einem zweistündigen Streit, in dem nichts entschieden wurde, Wein herbeibringen, den wir zusammen als gute Freunde

austranken. Nachdem wir endlich über alle Punkte gestritten hatten, ohne enig zu werden, schlug er uns ein Auskunftsmittel vor. „Wir werden Ihnen,“ sagte er, „die Freiheit lassen, die Anrufung der Heiligen und der Maria, die Anbetung der Bilder, das Fegfeuer, den Ablass und die Wallfahrten zu verwerfen, wenn Sie sich nur entschließen können, an die Verwandlung und das Meßopfer zu glauben, und den calvinischen Irrthümern zu entsagen.“ Wir erklärten ihm aber, daß wir uns zu einem solchen Schritt nie verstehen würden; und von da an hörten seine Besuche allmählich auf; auch wurden wir seitdem nicht wieder durch einen Geistlichen beunruhigt. Einige Zeit nachher kam ein Parlamentsrat zu uns ins Gefängnis und sagte, man habe uns ihm aufs angelegentlichste empfohlen, und er werde uns etliche Tage hindurch besuchen, um unsere Sache ganz genau kennen zu lernen. Wir konnten nicht begreifen, woher diese Empfehlung komme, dachten aber im Stillen, der redliche Groß-Bischof könnte sich für uns verwendet haben. Der Parlamentsrat blieb eine ganze Stunde bei uns und erkundigte sich genau, welchen Weg wir genommen und wie man uns angehalten habe. Wir gaben ihm über alles vollständige Auskunft. Er hörte unsere Geschichte bis auf den unglück-

lichen Zufall in Couvé mit der größten Aufmerksamkeit an und fragte uns, ob wir beweisen könnten, daß wir in einem Wirtshause dieser kleinen Stadt gewesen seien. Wir antworteten, nichts sei leichter als das. „Nun, meine Kinder,“ sagte er hierauf, „wenn's so ist, dann seid nur unverzagt, ich hoffe eure Sache wird einen glücklichen Ausgang nehmen. Morgen werde ich einen Rechtsgelehrten zu euch schicken, der euch eine Bittschrift vorlegen wird; unterschreibet dieselbe getrost, ihr werdet den Nutzen davon erfahren.“ Er verließ uns, und am andern Tag kam der Rechtsgelehrte, und ließ uns die Bittschrift unterzeichnen. Diese Bittschrift an das Parlament gerichtet, war folgenden Inhalts: wir seien Protestanten, hätten uns aber der Strafen, die das königliche Edikt den Flüchtlingen androht, nicht schuldig gemacht, vielmehr könnten wir beweisen, daß wir niemals den Gedanken gehabt, aus Frankreich zu entfliehen. Dies erhelle daraus, daß wir, nachdem wir das Königreich schon verlassen, doch wieder in dasselbe zurückgekehrt seien, indem wir durch Couvé, eine Stadt des Fürsten von Lüttich, in der holländische Garnison liege, gekommen. Wir hätten uns auch bloß darum des Weges durch die Stadt bedient, weil wir anders nicht hätten von Rocroy nach Marienburg reisen

können. Wären wir aber wirklich willens gewesen, Frankreich zu verlassen, so hätten wir uns ja nur unter den Schutz des holländischen Gouverneurs von Coupé begeben dürfen, der uns ohne Schwierigkeit durch das Bistum Lüttich nach Charleroi hätte bringen lassen. — Da diese Bittschrift auf einer unwahren Angabe beruhte, so konnte auch kein Segen darauf sein, und es war eine verdiente Strafe unserer Unredlichkeit, daß das neu aufflackernde Lichtlein unserer Hoffnung abermals verlösch.

Zwei Tage nachher brachten uns drei Gerichtsdiener vor's Parlament. Der Präsident sagte, er habe unsere Bittschrift gelesen und daraus ersehen, daß wir beweisen wollten, durch Coupé gegangen zu sein. „Aber können Sie,“ fuhr er fort, „auch das beweisen, daß Sie, als Sie zu Coupé waren, wirklich wußten, diese Stadt liege außerhalb des französischen Gebiets?“ Eine solche Frage hatten wir freilich nicht erwartet; indessen waren wir dreist genug, gegen unser besseres Wissen zu behaupten, wir seien davon völlig unterrichtet gewesen. „Wie konnten Sie das wissen?“ sagte er weiter; „Sie sind junge Leute, die niemals von Haus weggekommen sind, und Coupé ist mehr als 200 Meilen von Ihnen entfernt.“ Darauf wußte ich nichts zu antworten.

Aber mein Gefährte, Daniel le Gras versicherte, er habe es schon vor seiner Abreise aus B. gewußt. Er habe, sagte er, als Chirurg bei einer Compagnie des Regiments von Picardie, das zur Zeit des Ryswick'schen Friedens zu Rocroy in Garnison gestanden, gedient; von da sei sein Regiment nach Straßburg verlegt und er daselbst reformiert geworden. In dieser Stellung würde es ihm sehr leicht gewesen sein, aus Frankreich zu entweichen, um entweder nach Holland oder nach Deutschland zu gehen. „Wenn Sie außer Dienst sind,“ sagte der Präsident, „so müssen Sie einen Abschiedsbrief aufweisen können.“ Das konnte er auch. Er überreichte ihn dem Präsidenten, der ihn der ganzen Versammlung zu lesen gab. Der Gerichtsschreiber heftete hierauf denselben an die Bittschrift, und man brachte uns wieder in unser Gefängniß.

Dabei muß ich Folgendes bemerken. Daniel le Gras war wirklich bei dem Regiment von Picardie Chirurg gewesen, und nach dem Ryswick'schen Frieden in Straßburg zur reformierten Kirche übergetreten; er hatte aber Rocroy nie gesehen, sondern gab dies bloß zu unserer Verteidigung vor, und überließ dem Parlament die Untersuchung, ob dieses Regiment wirklich zu Rocroy gestanden sei oder nicht. Denn wenn man

einmal sich zur Unwahrheit hat verleiten lassen, so wird man in ihr Netz so verwickelt, daß man nicht mehr so leicht wieder herauskommt, und es geht einem wie einem Menschen, der in eine Schlammgrube gefallen ist und sich durch alle Anstrengungen nur immer tiefer hineinarbeitet. Die Herren prüften die Notlüge nicht, denn der Parlamentsrat, unser Beschützer, hatte viele Stimmen zu unsern Gunsten gesammelt, und der größte Teil des Parlaments war bemüht, uns die Freiheit zu verschaffen.

Zwei Stunden nach unserer Rückkehr in das Gefängnis kam der Stockmeister eilends herbeigelaufen, um uns wegen unserer nahen Befreiung Glück zu wünschen. Ein Geistlicher des Parlaments hatte ihm gesagt, er habe mit eigenen Augen den Beschluß der Versammlung gelesen, der uns völlig von der Beschuldigung, als hätten wir aus dem Königreich flüchten wollen, freisprach. Alle unsere Freunde aus der Stadt besuchten uns und sprachen ihre herzliche Teilnahme an unserem Glücke aus; wir selbst sahen bereits mit großem Verlangen der Stunde unserer Loslassung entgegen. Aber ach! wie bald verschwand unsere Freude! Das Parlament hatte uns zwar losgesprochen; allein da wir als Staatsverbrecher betrachtet wurden, so konnte es ohne

Erlaubnis des Hofes uns nicht in Freiheit setzen. Der Generalprokurator schrieb deshalb an den Staatsminister de la Brilliére, wir hätten hinreichende Beweise von unserer Unschuld abgelegt, und das Parlament erwarte seine Befehle. Der Minister antwortete, sie sollten ja diese Beweise recht genau prüfen, damit sie nicht betrogen würden. Das Parlament, das sich selbst nicht widersprechen wollte, schrieb wieder zurück, die Beweise seien vollständig und unwidersprechlich. Es verstrichen fünfzehn Tage, ehe entscheidende Befehle vom Hofe kamen. Endlich kamen sie an, und ließen uns keinen Zweifel mehr an unserem Schicksal übrig. Wir wurden vor die ganze Versammlung des Parlaments in die Gerichtsstube gefordert, wo uns der Präsident fragte, ob wir lesen könnten. Wir bejahten es. „Nun,“ sagte er, „so lesen Sie diesen Brief, den der Marquis de la Brilliére selbst geschrieben hat.“ Derselbe lautet wörtlich also:

„Meine Herren!“ „Jean Mantal und Daniel le Gras haben sich unterstanden, ohne Freibrief über die Grenze zu gehen, sie werden deshalb auf ausdrücklichen Befehl des Königs zu den Galeeren verurteilt. Ich bin, meine Herren &c. &c.
Marquis de la Brilliére.“

„Sie sehen,“ setzte der Präsident hinzu, „daß dieses Urtheil nicht von uns, sondern vom Hofe herrührt. Wir sind unschuldig; wir beklagen Sie, und wünschen Ihnen die Gnade Gottes und des Königs.“

5. Das dritte Gefängnis.

Während andere Reisende auf jeder neuen Station wieder einen neuen Gasthof finden, der ihnen Bequemlichkeiten aller Art darbietet, wurden wir auf unserer Reise überall nur in den Gefängnissen beherbergt, und es war immer eines schlimmer als das andere. Nach drei Tagen holten uns vier Gerichtsdienner aus unserem Kerker und brachten uns gefesselt nach Ryssel in Flandern. Wir kamen abends ganz ermüdet in dieser Stadt an, da wir die fünf Meilen, die uns wegen unserer Ketten sehr beschwerlich wurden, zu Fuß hatten machen müssen. Man führte uns nach dem Petersturm, der wegen seiner Festigkeit zur Verwahrung der Verurtheilten bestimmt war. Der Stockmeister untersuchte uns sehr genau, und zwei Jesuiten, die sich dabei einfanden, nahmen uns unsere Bücher weg, die wir auch nicht wieder bekamen. Das Gefängnis, in das man uns brachte, war eines der fürchter-

lichsten, die ich je gesehen. Es ist sehr groß und weitläufig; aber es herrscht eine Finsternis darin, die nie durch einen Lichtstrahl unterbrochen wird, so daß die unglücklichen Gefangenen den Unterschied zwischen Tag und Nacht nur daran gewahr werden, wenn man ihnen morgens Brot und Wasser reicht. Ihr Lager besteht aus ein wenig Stroh, halb zerfressen von den Ratten und Mäusen, die sich hier in großer Anzahl befinden, und auch das Brot ungestraft aufzehren, weil man sie in der dicken Finsternis nicht sehen und verjagen kann. In diesem fürchterlichen Verhältnis, wo ein Haufe von Böfewichtern saß, die sich dieses Schicksal durch allerlei Verbrechen zugezogen hatten, wurde uns nun unsere Stätte angewiesen. Es waren ihrer dreißig, die wir zwar nicht sehen konnten, aber doch nennen hörten. Nach einigen Tagen machte mir der Stockmeister den Vorschlag, er wolle mich und meinen Freund in eine Stube bringen, wo wir ein gutes Bett und alle Bequemlichkeiten haben würden, wenn wir ihm monatlich zwei Louisd'or bezahlen wollten. Wir waren mit wenig Geld versehen; indessen erbot ich mich, ihm anderthalb Louisd'or zu geben, wenn er uns so lange bei sich behalten wollte, bis wir zu den Galeeren geführt würden. Allein er ließ sich nicht dazu bewegen, was er nachher

selbst bereute. Eines Morgens nämlich um neun Uhr öffnete er die Thüre unseres Gefängnisses und rief meinen Freund und mich zu sich. Anfänglich glaubte ich, er wolle uns für unsere anderthalb Louisd'or die Stube einräumen; aber wie ein Fischer, der statt eines Gründlings einen Karpfen fängt, waren wir überrascht, als er uns sagte: der Herr von Lamberti, Obrichter von Flandern und hiesiger Befehlshaber, verlangt Sie zu sprechen." Wir traten in eine Stube, wo wir den Herrn von Lamberti fanden, der uns mit der größten Höflichkeit empfing. Er hatte einen Brief in der Hand von seinem Bruder, einem rechtschaffenen protestantischen Edelmann, der drei Meilen von B., meinem Geburtsort, wohnte. Mein Vater hatte uns dieses Empfehlungsschreiben zuwege gebracht. „Wie schmerzlich ist es für mich," sagte er zu uns, „Ihre Befreiung nicht bewerkstelligen zu können! Für jeden andern Verbrecher habe ich bei Hofe Freunde und Einfluß genug, um ihm Gnade auszuwirken; aber niemand wagt es, einem Protestanten diesen Dienst zu erweisen. Alles was ich thun kann, ist das, daß ich Ihnen Ihre Gefangenschaft in etwas erleichtere und Sie, so lange als ich will, hier behalte, obgleich die Verurtheilten bald auf die Galeeren werden gebracht werden." Er fragte

hierauf den Stockmeister, ob er eine gute Stube leer stehen habe. Der Stockmeister schlug ihm zwei oder drei vor, die ihm aber nicht gefielen. Endlich sagte der Oberrichter: „ich verlange nicht nur, daß diese Herren alle ihre Bequemlichkeiten haben, sondern ich will auch, daß sie sich erquicken sollen; bringe sie deshalb in die Almosenstube.“ — „Aber diese,“ erwiderte der Stockmeister, „ist bloß für solche Gefangene bestimmt, die Freiheiten haben, welche man den Verurtheilten nicht gewähren darf.“ „Gut,“ antwortete der Herr von Lamberti, „du sollst ihnen alle diese Freiheiten verstatten; es ist deine und deiner Thürhüter Schuldigkeit, auf sie acht zu haben, damit sie nicht aus dem Gefängnis entfliehen. Gib ihnen ein gutes Bett und alles, was sie zu ihrer Erleichterung verlangen; aber fordere ihnen keinen Heller ab, es geht alles auf meine Rechnung.“ „Gehen Sie in diese Almosenstube,“ sagte er hierauf zu uns; „es ist die beste, bequemste und angenehmste von allen in diesem Gefängnis.“ Ferner befahl er dem Stockmeister, mich zum Vorgesetzten bei dieser Stube zu machen und mir das Einnehmeramt zu übertragen. Nachdem wir ihm den aufrichtigsten Dank abgestattet hatten, schied er von uns mit der Versicherung, daß er sich fleißig nach uns erkundigen wolle.

Man brachte uns nun in die Almosenstube, wo ich zum Almoseneinnehmer eingesetzt wurde. Diese Stube war sehr groß, und es standen in derselben sechs Betten für zwölf Staatsgefangene, die jederzeit Standespersonen und nie aus dem gemeinen Volke waren. Einige junge Bursche, die eines kleinen Betrugs oder eines andern geringern Vergehens wegen festgesetzt worden waren, mußten die Betten machen, das Essen zurichten und die Stube rein halten. Sie schliefen in einem Winkel auf Stroh; kurz, sie waren unsere Bedienten. Das Amt, das ich zu bekleiden die Ehre hatte, führte manche Beschwerlichkeit mit sich. Der Einnehmer war verpflichtet, alle Almosen, die für dieses Gefängnis gereicht wurden, auszuteilen. Sie waren in der Regel sehr ansehnlich und wurden sämtlich in diese Stube gebracht. Der Almosenstock, in den die Vorübergehenden etwas einlegen konnten, hing an einer Kette vor einem Fenster. Der Einnehmer, der zu demselben den Schlüssel hatte, mußte ihn jeden Abend öffnen, um das Geld herauszunehmen und es sowohl unter die Staatsgefangenen, wenn diese es verlangten, als auch unter die Verbrecher auszuteilen. Überdies gingen die Thürhüter jeden Morgen mit Karren durch die ganze Stadt, um die Gaben der Bäcker, Fleischer, Bierbrauer

und Fischer einzusammeln. Diese ganze Sammlung wurde in die Almosenstube gebracht, wo sie durch den Einnehmer in alle Gefängnisse nach der Zahl der Gefangenen ausgeteilt werden mußte. Täglich mußte ihm der Stockmeister eine Liste derselben übergeben, und die ganze Anzahl der Gefangenen belief sich zur Zeit, als ich dort war, auf fünf- bis sechshundert. Ob ich gleich der oberste Austeiler dieser Almosen geworden war, konnte ich doch einem Mißbrauch nicht steuern, der sich bereits zu tief eingewurzelt hatte. Der Stockmeister erhielt nämlich aus der Almosenkasse täglich eine gewisse Summe Geld, um den Verurtheilten dafür eine Suppe machen zu lassen; aber diese wurde von einem stinkenden und halb verfaulten Stück Fleisch gemacht, das mit ein wenig Salz gekocht war, und dessen Geruch schon Übelkeit erregen konnte. So kamen die armen Leute um einen schönen Teil der Gaben, die zu ihrer Erleichterung beigetragen wurden.

Nachdem wir sechs Wochen lang diese bequeme Stube bewohnt hatten, besuchte uns der Herr v. Lamberti und sagte zu uns: „Morgen sollen die Verurtheilten nach Dünkirchen gebracht werden, wo sechs königliche Galeeren sind; ich will Sie aber für diesmal noch davon befreien und für krank ausgeben. Bleiben Sie daher so lange

im Bett, bis die Verurtheilten fortgeführt sind." Dies thaten wir, und es half uns doch so viel, daß wir noch drei Monate in Ryssel bleiben konnten.

6. Die Galeeren in Dünkirchen.

Im Januar 1702 kam der Oberrichter zu uns und meldete uns, des andern Morgens würden wieder Verurtheilte abgeführt werden. Er stellte es in unsere freie Wahl, ob wir mitgehen oder noch länger hier bleiben wollten, sagte aber zugleich, dies seien die letzten, die nach Dünkirchen kämen, die folgenden würden sämtlich nach Marseille gebracht werden, eine Reise von mehr als dreihundert Meilen, die für uns, da wir sie zu Fuß und in Fesseln machen müßten, sehr beschwerlich und mühsam wäre. Überdies habe er im Monat März eine Reise zu machen, wodurch er dann außer stand gesetzt werde, uns in Ryssel ferner behilflich zu sein. „Ich rate Ihnen daher,“ fuhr er fort, „mit den übrigen Verurtheilten den Weg nach Dünkirchen morgen schon anzutreten; bis dahin steht der Transport unter meinem Befehl; und ich werde Sie vor allen andern auf einem Wagen, und so bequem, als es nur immer möglich ist, nach dieser Stadt, die

nur zwölf Meilen von hier liegt, bringen lassen." — Wir nahmen diesen Antrag willig und dankbar an, und der Statthalter hielt auch sein Versprechen und gab uns einen Wagen, während die andern, etwa dreißig an der Zahl, zusammengefaßelt waren und zu Fuß gehen mußten. Man brachte uns jeden Abend in ein gutes Bett, und der Anführer der Gerichtsdiener ließ uns mit sich essen, so daß man zu Opern, Furnes und andern Orten, durch welche wir kamen, sicherlich glaubte, wir müßten Leute von sehr hohem Stande sein. Doch was war dies alles anderes als ein Rauch, der bald verschwindet!

Am dritten Tage nach unserer Abreise von Nyssel kamen wir zu Dünkirchen an, wo man uns auf die verschiedenen Galeeren verteilte. Eine gewöhnliche Galeere ist 150 Fuß lang und 40 Fuß breit. Sie hat 50 Ruderbänke, auf jeder Seite 25; diese Bänke sind 10 Fuß lang und stehen 4 Fuß von einander entfernt. Die Ruder sind 50 Fuß lang; nämlich 37 außerhalb und 13 innerhalb der Galeere. Zwischen den Bänken geht vom Vorder- bis zum Hinterteil des Schiffes ein drei Fuß breiter Gang, der Mittelgang genannt. Auf jeder Bank sitzen fünf Ruderer, und ihre Arbeit, besonders wenn sie lange anhält, ist ungemein schwer und anstrengend.

An die Galeere, auf der ich war, stieß eine andere, der Palmbaum genannt, deren Rudervogt ein rechter Satan war. Täglich ließ er seine Galeere reinigen, während die andern es nur einmal wöchentlich thun ließen. Seine Sklaven überhäufte er während dieser Reinigung, die zwei bis drei Stunden dauerte, mit den schrecklichsten Drohworten und Schlägen. Die Ruderfnechte meiner Bank sagten oft zu mir: „Bitte Gott, daß du bei der Austheilung der Neuangekommenen nicht auf den Palmbaum kommen mögest.“ Als wir nun durchs Los verteilt wurden, befahl uns der Rudervogt, dem ich zugefallen war, ihm auf seine Galeere zu folgen. Ohne ihn zu kennen, bat ich ihn, er möchte mir doch sagen, auf welche Galeere ich kommen würde. „Auf den Palmbaum,“ antwortete er. Ich seufzte und beweinte mein Unglück. „Warum,“ fragte er, „hältst du dich für unglücklicher als die andern?“ „Ach, mein Herr!“ erwiderte ich, „weil ich auf eine Galeere kommen soll, welche der Hölle gleicht, und deren Rudervogt ärger ist als der böse Geist.“ Ich mußte nicht, daß ich mit dem argen Menschen selbst redete. Er sah mich mit einer finstern, drohenden Miene an. „Wenn ich,“ sagte er, „diejenigen, die dir dies gesagt haben, kennete und in meiner Gewalt hätte, wie bald sollten sie

es bereuen!" Indessen wollte mir doch dieser grobe Rudervogt zeigen, daß er nicht so arg sei, als man ihn beschuldigte. Kaum waren wir auf der Galeere angekommen, so gab er mir schon einen Beweis seiner Güte. Der Schließer hatte mir wegen meiner Jugend und Munterkeit einen eisernen Ring und eine außerordentlich große und schwere Kette angelegt; der Rudervogt ließ mir augenblicklich eine weit leichtere geben, die er selbst ausgesucht hatte. Auch sonst verdankte ich ihm allerlei Erleichterungen. In seinem Dienst war er der grausamste Mensch, den ich je gesehen habe; außer demselben aber benahm er sich sehr bescheiden, höflich und verständig. Auf seiner Galeere waren fünf Protestanten, deren keiner eine üble Behandlung von ihm zu erfahren hatte; vielmehr erwies er uns hie und da bei Gelegenheit einen freundlichen Dienst.

Fast jedes Jahr machten die sechs Galeeren, die mit 3000 Mann besetzt waren, eine mehr oder minder glückliche Expedition gegen englische und holländische Schiffe, wobei wir Gefangene fortwährend Ruderdienste zu versehen hatten und unser Leben oft in große Gefahr kam. Ich will nur ein einziges Beispiel erzählen.

Im Jahr 1707, als wir an einem der schönsten Tage im Hafen von Dünkirchen waren, rief

der Kommandant sämtlicher Galeeren, Herr v. Langeron, alle Steuermänner zusammen und befragte sie wegen des Wetters, ob es einigen Anschein zu einer baldigen Änderung habe. Sie erklärten insgesamt, das Wetter sei beständig, und der Nordostwind verspreche dauernde Heiterkeit. Wir mußten nämlich sehr behutsam und vorsichtig sein, wenn wir ins Meer gehen wollten, weil die Galeeren bei einem großen Sturme sich auf dem Meere nicht halten können. Auf unserer Galeere, die das Hauptschiff war, hatten wir einen Steuermann Namens Peter Bart, einen Fischer aus Dünkirchen, der die Seeküsten genau kannte. Er war ein leiblicher Bruder des berühmten nordischen Admirals Johann Bart, ein großer Trunkenbold, aber zugleich ein sehr geschickter Seemann und ein aufmerksamer Beobachter der Witterung. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß er sich je getäuscht hätte, wenn er vorher sagte, was für Wetter und Wind wir in zwei oder drei Tagen haben würden. Dieser Pilot fand aber bei den andern Steuermännern und dem Kommandeur wenig Glauben, weil er fast beständig betrunken war: dennoch fragte man ihn auch diesmal um seine Meinung. Seine Aussprache war schlecht, und er redete jedermann mit „Du“ an. „Du willst

zu See gehen?" fragte er den Kommandeur, „ich verspreche dir morgen genug Gefochtes" (damit meinte er das tobende Meer). Man spottete über seine Ansicht; und so sehr er auch bat, ihn ans Land zu setzen, so wollte doch der Kommandeur nicht darenin willigen. Endlich ging unsere Galeere samt der des Herrn v. Fontete bei so schönem und stillem Wetter in die See, daß man ein brennendes Licht auf die Spitze des Mastbaumes hätte setzen können. Am andern Morgen kamen wir auf die Reede von Ambleteuse, einem Dorfe, das zwischen Calais und Boulogne liegt. Hier war zwischen zwei Bergen ein Meerbusen, der die Schiffe, die daselbst anker-ten, vor dem Ost- und Nordostwind schützte. Ich weiß nicht, was für einen wunderlichen Einfall unser Kommandeur hatte, daß er in diesem Busen die Anker werfen wollte. Herr v. Fontete handelte vorsichtiger, und blieb auf der großen Reede zurück. Als Peter Bart die Anstalten sah, um in diesem Busen die Anker zu werfen, schrie er wie ein Verlorener, das solle man doch ja nicht thun. Man fragte ihn um die Ursache: er versicherte, beim Aufgang der Sonne am nächsten Morgen würden wir den größten Sturmwind aus Südwest haben, der je einem Menschen vorgekommen sei, und die Einfahrt in diesen Busen,

die gerade diesem Winde offen stehe, würde uns verhindern, wieder auszulafen, ohne auf die verborgenen Felsen zu stoßen, mit denen die Bucht angefüllt sei. An diesen müsse die Galeere so zer scheitern, daß keiner davonkomme. Man lachte über diese Nachricht und lief ein wenig vor Tag dennoch in diese Bucht ein. Wir warfen zwei Anker aus, und jeder war auf ein wenig Ruhe bedacht. Nur Peter Bart weinte und seufzte beständig, indem ihm die Annäherung eines unvermeidlichen Todes vor Augen schwebte. Endlich erschien der Tag; der Wind kam aus Südwest, aber so schwach, daß man gar nicht darauf acht hatte. Kaum war jedoch die Morgenröte angebrochen, so verstärkte sich der Wind und machte die Ungläubigen auf die Warnung des Steuermanns aufmerksam. Man entschloß sich, die Bucht zu verlassen; aber ein wütender Sturm erhob sich mit solcher Schnelligkeit, daß man, statt die Anker zu lichten, noch zwei auswerfen mußte, um der Gewalt des Windes und der Wellen Widerstand zu leisten. Jeden Augenblick entdeckte uns die entsetzliche Tiefe neue Klippen, die unserm Schiff den Untergang drohten. Und was das Schlimmste dabei war, die vier Anker, die wir aus dem Borderteil der Galeere geworfen hatten, konnten nicht Grund fassen, so

daß wir zusehends an die Felsen hingetrieben wurden. Der Kommandeur und die Schiffleute, welche sahen, daß unsere Anker nicht halten konnten, wollten auf dieselben zurudern lassen, um ihnen zu Hilfe zu kommen. Sobald man aber die Ruder ins Meer hineinließ, wurden sie von den mächtigen Wogen weit hinweggeschleudert. Nun befürchtete jedermann einen unvermeidlichen Schiffbruch. Alle weinten, seufzten und beteten. Der Prediger theilte das heilige Abendmahl aus und gab jedem, wer nur eine aufrichtige Reue blicken ließ, den Segen und die Absolution, weil zur Beichte weder Zeit noch Gelegenheit war. Die böshaften Ruderknechte aber, die wegen ihrer Verbrechen verurteilt waren, riefen dem Kommandeur und den Offizieren mit lauter Stimme zu: „Nur Geduld, meine Herren! bald werden wir sämtlich einander gleich sein und aus einem Glase miteinander trinken!“ So gewiß ist es, daß auch die bevorstehende Todesgefahr nicht jedes verstockte Herz zu beugen vermag.

In dieser erschrecklichen Noth, wo ein jeder seinen nahen Tod erwartete, wurde endlich der Kommandeur den Peter Bart gewahr, der sehr niedergeschlagen aussah. „Ach, mein lieber Peter,“ sagte er zu ihm, „hätte ich dir doch geglaubt, dann wären wir nicht in diese Angst

gekommen. Weißt du denn gar kein Mittel, uns aus dieser Gefahr zu retten?" — „Was hilfst es," antwortete Peter, „daß ich euch Ratschläge gebe, wenn sie kein Gehör finden? Ja, ich weiß ein Mittel, wodurch wir mit der Hilfe Gottes entrinnen können; ich gestehe dir aber, wenn mir mein Leben nicht zu lieb wäre, so würde ich euch alle wie Schweine ersaufen lassen." — Diese Grobheit wurde ihm leicht verziehen, weil man hoffte, von ihm gerettet zu werden. „Allein," setzte er hinzu, „ich will in meinen Anstalten, die euch anfänglich lächerlich vorkommen werden, mir nicht widersprechen lassen; man muß meinem Befehl gehorchen, oder wir kommen alle um." Der Kommandeur befahl sogleich, dem Peter Bart in allem, was er anordnen würde, bei Todesstrafe gehorsam zu sein. Hierauf fragte Peter den Kommandeur, ob er einen Geldbeutel bei sich habe. „Ja," sagte dieser, „hier ist er; mache damit, was du willst." Nachdem Peter vier Louisd'or daraus genommen, und ihn dann denselben wieder zugestellt hatte, fragte er die Bootleute der Galeere, ob sich unter ihnen vier Männer befänden, die entschlossen wären, alles zu thun, was er ihnen befehlen würde; jeder derselben sollte einen Louisd'or zur Belohnung bekommen. Gleich traten zwanzig hervor. Er suchte aber

nur vier der Berwegensten darunter aus, die er in das große Boot, das sich beständig bei der Galeere befindet, setzen ließ. Diesen gab er einen Anker mit, den wir noch auf der Galeere hatten; das Tau aber blieb in der Galeere zurück, und mußte ihnen von selbst nachfolgen, wie sie sich entfernten. Hierauf befahl er den Leuten, diesen Anker hinter dem Hinterteile der Galeere an den Felsen zu werfen, an den wir angetrieben wurden. Jedermann wunderte sich über diesen Befehl, denn niemand konnte begreifen, was dieser Anker hinter dem Hinterteil der Galeere auszurichten vermöge, da er doch das Borderteil zurückhalten sollte. Selbst der Kommandeur war begierig, zu wissen, wozu dieser Anker dienen würde. Peter antwortete ihm: „Du wirst es sehen, wenn's Gott gefällt.“ Die vier Bootleute waren, obwohl mit großer Mühe und Gefahr, in ihrem Unternehmen glücklich, und brachten den Anker an den Felsen. Als Peter dies sah, reichte er dem Kommandeur die Hand und sagte: „Gottlob, wir sind gerettet.“ Noch konnte man aber nicht im Geringsten sein Vorhaben erraten. Hierauf ließ Peter die Segelstange nieder, befestigte daran das große Segeltuch, rollte es zusammen und umwand es mit Seebinsen, die, wenn die Segeltaue aufgezogen werden sollten, gewiß zerreißen

und das Segel ausspannen würden. Die Segelstange ließ er wieder in die Höhe bringen, und befahl vier Matrosen, sobald er Ordre geben würde, die vier Ankertaue am Borderteil der Galeere mit Äxten abzuhaueu. Das Tau des Ankers, den er hinter dem Hinterteil der Galeere in den Felsen hatte bringen lassen, wurde angezogen, und ein Matrose mit einer Axt dazu gestellt, der es gleichfalls auf seine Ordre abhaueu sollte. Nach allen diesen Vorbereitungen befahl er den vier Männern am Borderteil, die Taue der vier Anker zu fappen. Sobald dieser Teil der Galeere frei war, drehte er sich herum. Peters Geschicklichkeit ließ ihn aber nur so weit sich drehen, als nötig war, um Wind in das Segel zu bekommen. Sobald die Segeltaue in die Höhe gezogen wurden, zerrissen die Binsen, und in einem Augenblick spannte sich das Segel aus und bekam ein Viertel von dem Winde. Zu gleicher Zeit wurde der Anker des Hinterteils gekappt; Peter ergriff das Steuerruder, und ließ die Galeere mit der größten Geschwindigkeit aus der unglücklichen Bucht auslaufen. Seine Erfahrung hatte uns also aus dieser großen und offenbaren Gefahr gerettet, und wir befanden uns endlich wieder in der offenen See.

Wir schifften nun auf Dünkirchen zu, und

kamen auf der Reede vor diesem Hafen an. Herr v. Fontete hatte uns zwei Anker geliehen, die wir in der Reede auswarfen, und hier mußten wir sechs Stunden bleiben, um die Flut zu erwarten. Während dieser Zeit schwebten wir beständig zwischen Tod und Leben. Die Wellen, die sich wie Berge aufstürzten, bedeckten uns ohne Aufhören. Man mußte die Thüren und andere Öffnungen im Berdeck aufs sorgfältigste verwahren, denn sonst wäre der Schiffsraum gleich voll Wasser gewesen, und wir hätten müssen untersinken. Jedermann, auf unsern Galeeren sowohl als in der Stadt, deren Einwohner uns in dieser großen Gefahr sahen, betete. Man theilte in allen Kirchen der Stadt das heilige Abendmahl aus und ließ öffentliche Messen für uns lesen, denn sonst konnten sie nichts für uns thun. Als die Flut kam, hatten wir eine neue Gefahr zu bestehen, weil die Galeere zwischen den beiden Spitzen der Dämme, die den Hafen einschließen, kurz umwenden mußte, was bei einem so langen Schiff besondere Schwierigkeiten hat. Überdies war das Vorderteil dieser Dämme wegen des schrecklichen Sturmes vom Meere überschwenmt, und nur, wenn sich die Wellen zertheilten, konnte man den Eingang sehen. Was war zu thun? Man weckte Peter Bart auf,

der auf einer Bank ganz ruhig schlief, obgleich die Wellen sich beständig über ihn herwälzten. Der Kommandeur fragte ihn, ob er nicht ein Mittel wüßte, ohne Lebensgefahr in den Hafen einzulaufen. „Ja freilich!“ sagte er, „ich werde euch mit allen Segeln dahinbringen.“ „Was?“ rief der Kommandeur, „mit den Segeln einlaufen? Da werden wir unfehlbar umkommen!“ „Sei unbekümmert,“ erwiderte Peter, „es wird alles gut gehen.“ Wir waren indessen mehr den Toten als Lebendigen ähnlich: bis an die Kniee standen wir im Wasser; seit drei Tagen hatten wir weder zu essen noch zu trinken bekommen, denn man durfte es nicht wagen, die Thüren zu den Vorratskammern zu öffnen, aus Furcht, die Galeere möchte ganz überschwemmt werden. Dazu kam noch die Besorgnis, am Eingang der Dämme das Schiff in tausend Stücke zerscheitern zu sehen. Nur Peter Bart war unerschrocken und sagte uns dreist ins Gesicht, wir seien weibische Leute. Zugleich erklärte er aber dem Kommandeur, er könne nicht verhindern, daß nicht das Borderteil der Galeere am Fischmarkt (der an den Hafen stieß) zerbreche, denn beim Einlaufen mit allen Segeln sei man nicht im stande, die Galeere aufzuhalten. Peter ließ nun die Ankertaue kappen und wußte nun das

Kuder so geschickt zu führen, daß er am Eingang der Dämme ganz kurz umwendete. Anfänglich ließ er seine Segel streichen; die Galeere ging aber dennoch so geschwind, daß mehr als zwei bis dreitausend Bootleute, die der Intendant zu unserer Hilfe auf die Dämme geschickt hatte, uns mit ihren Tauen, die wie ein Faden zerrissen, nicht aufhalten konnten; und endlich stieß die Spitze der Galeere wider den Fischmarkt, wie Peter vorhergesagt hatte. — Der Kommandeur wünschte recht sehr, den Peter Bart auf seiner Galeere zu behalten und versprach ihm doppelten Gehalt. „Nein,“ sagte dieser, „und wenn du mir monatlich tausend Livres geben wolltest, so würde ich doch ein Thor sein, einzuwilligen.“ Und hiemit nahm er seinen Abschied.

Bei einer andern Gelegenheit, im Sept. 1708, da wir mit einer englischen Fregatte in Kampf gerieten, hatte ich drei Wunden erhalten, welche drei Tage lang unverbunden blieben. In diesem erbärmlichen Zustande kam ich auf der Reede von Dünkirchen an. Man brachte uns mehr tot als lebendig ins Hospital. Alle Sklaven wurden von den freien Personen abgesondert, in zwei große Stuben, deren jede vierzig Betten enthielt, gelegt und am Fußgestell des Bettes an-

geschlossen. Um ein Uhr mittags kam der oberste Schiffswundarzt nebst allen Wundärzten von den Schiffen und Galeeren, die im Hafen waren, zu uns und verbanden uns unsere Wunden. Ich war ihm ganz besonders empfohlen worden, und wie das zugeht, muß ich nun nachträglich erzählen.

Seit dem Jahr 1702, da ich auf die Galeeren nach Dünkirchen kam, war ich durch Vermittlung meiner Eltern von Bordeaux, Bergerac und Amsterdam aus einem reichen Banquier, Herrn P., der zu Dünkirchen ein Haus hatte und sich öfters daselbst aufhielt, empfohlen. Er war aus B. gebürtig, im Herzen ein Protestant, äußerlich aber ein Katholik. Da ich ihm von Personen, die er überaus hochschätzte, mit so großem Eifer ans Herz gelegt war, so dachte er, es wäre der Mühe wert, mir Dienste zu leisten und etwa auch meine Befreiung zuwege zu bringen. Er legte daher bei dem Herrn v. Langeron, seinem guten Freunde, ein Fürwort für mich ein, das mir zu einigen Erleichterungen verhalf. Da er aber seine Liebedienste noch weiter treiben wollte, hat er eines Tages den Herrn v. Langeron, er möchte mich am folgenden Morgen zu ihm führen lassen. Es war eben das Weihnachtsfest, gleich im Anfang meines Galeerendienstes, und seine katholische Frau war

zu dieser Stunde in der Kirche. Der Kommandeur gab seine Einwilligung. Herr P. führte mich in seine Stube, sprach seine Freude darüber aus, mir einige Dienste leisten zu können, und setzte hinzu, er habe ein Mittel zu meiner Befreiung erfunden, das gewiß gelingen werde, wenn ich meine Einwilligung dazu gebe. Ich dankte ihm für seine Güte und sagte, ich würde gern alles thun, was er verlange, wenn es nur meinem Gewissen nicht widerstreite. „Das Gewissen,“ antwortete er, „wird allerdings einigen Anteil daran nehmen, aber so wenig, daß Sie es kaum fühlen werden; und sollten Sie je das Verfahren mißbilligen, so können Sie sich in Holland wieder davon losmachen. — Hören Sie,“ fuhr er fort, „ich bin wie Sie ein Protestant. Meine Glücksumstände verlangen, daß ich mich vor der Welt verstelle, und ich glaube nicht, daß dies ein so großes Verbrechen ist, wenn man nur innerlich nicht abfällt. Dies ist denn auch das Mittel, wodurch ich Sie in Freiheit zu setzen hoffe. Der Herr v. Pontchartrain, Staatsminister beim Seewesen, ist mein Freund, der mir nichts abschlagen wird. Sie brauchen nur eine Versicherung zu unterschreiben, die ich Ihnen zuschicken werde und worin Sie versprechen müssen, wenn Sie in Freiheit gesetzt und in irgend einem

Landes außerhalb Frankreich sein werden, als ein guter römischer Katholik leben und sterben zu wollen. Sie werden hiebei keine Ceremonien zu befürchten haben. Niemand wird Ihr Versprechen erfahren; und Sie dürfen nicht besorgen, Ihren Glaubensbrüdern dadurch ein Argernis zu geben. Wenn Sie einwilligen, so kann ich Ihnen versichern, daß Sie noch vor Ablauf der nächsten vierzehn Tage frei sein werden, und ich verpflichte mich, Sie ohne die geringste Gefahr nach Holland bringen zu lassen. Was meinen Sie hiezu?" — „Ich denke, mein Herr,“ war meine Antwort, „daß ich mich getäuscht habe, indem ich Sie für einen guten Protestanten hielt. Sie sind ein Protestant, aber ein guter sind Sie nicht. Ich bin über Ihren Antrag sehr unwillig geworden, und ich bitte Sie um die Erlaubnis, Ihnen zu sagen, daß Sie gar nichts sind, ob Sie sich gleich für einen Protestanten halten. Wie, mein Herr! glauben Sie, Gott sei taub und blind? und meinen Sie nicht, das Verbrechen, das Sie mir vorschlagen und das den Menschen verborgen bleiben soll, müßte ihn nur um so mehr beleidigen, wenn ich es auch bloß vor einem Geistlichen ablegte? Betrügen Sie sich nicht selbst, mein Herr? Ihre eigene Einsicht in die Wahrheit muß Sie verdammen,

denn Sie wissen eben so gut wie ich, daß wenn unser äußerliches Betragen nicht mit dem Bekenntnis unseres Herzens übereinstimmt, dieses Bekenntnis selbst zu einem großen Verbrechen wird." — Er führte mir noch einige Gründe an, um die Strenge, die uns das Evangelium vorschreibt, zu mildern; ich widerlegte sie aber alle, wie mein Glaube und mein Gewissen es mir befahlen. Hierauf sagte ich zu ihm, meine Eltern, die mich seiner Gewogenheit empfohlen hätten, wären wohl nicht willens gewesen, mir auf Unkosten meines Gewissens die Freiheit zu verschaffen. „Beileibe nicht," antwortete er; „und ich wünsche auch nicht, daß sie es erfahren möchten." Er umarmte mich mit thränenden Augen und bat Gott, mich in dieser, eines Bekenntners der Wahrheit so würdigen Gesinnung zu erhalten. „Von jetzt an," fügte er hinzu, „liebe ich Sie nicht mehr wegen der vielen Empfehlungen, sondern um Ihres eigenen Charakters willen; und Sie können versichert sein, daß ich jede Gelegenheit, Ihnen zu dienen, begierig ergreifen werde." Von dieser Zeit an besuchte mich Herr P. oft auf der Galeere und bot mir beständig seine Dienste an.

Als er nun gehört hatte, daß unsere Galeere im Kampf mit der englischen Fregatte, am

17. Sept. 1708, viel Volk verloren hatte, lief er sogleich nach dem Hafen, um sich nach mir zu erkundigen. Man sagte ihm, ich sei sehr verwundet und bereits ins Hospital gebracht. Unverzüglich begab er sich zum obersten Arzt dieses Hospitals, der sein Freund war, und empfahl mich seiner Sorge so angelegentlich, wie wenn ich sein eigener Sohn wäre. Ich muß auch sagen, daß ich, nächst Gott, die Rettung meines Lebens diesem Wundarzt zu danken habe, der gegen seine sonstige Gewohnheit mich selbst verband. Sonst starb der dritte Teil unserer Verwundeten, von denen doch die meisten keine so gefährlichen Wunden hatten als ich. Die meinigen heilten in weniger als zwei Monaten zu. Ich blieb aber noch einen Monat länger im Hospital, um mich wieder zu erholen und neue Kräfte zu bekommen. Man sorgte für mich wie für einen Prinzen; und nach drei Monaten war ich so stark und fett wie ein Mönch. Auch wurde ich in Folge der Lähmung, die in meinem Arme zurückblieb, nach siebenjährigem saurem Dienst vom Rudern freigesprochen und in der Vorratskammer angestellt. Bald darauf erhielt ich sogar die Stelle eines Schreibers bei dem Kommandeur, und dadurch wurde meine Lage um ein beträchtliches erleichtert, so daß mir nichts als

die Freiheit fehlte. Tag und Nacht war ich ohne Ketten und hatte nur einen Ring um den Fuß. Zur Ruhe bekam ich ein gutes Bett, während die andern arbeiten mußten. In diesem glücklichen Zustande war ich bis 1712.

7. Die Versetzung nach Marseille.

Nachdem im Jahr 1712 in Folge eines Vertrags mit Frankreich die Stadt, die Festungswerke und der Hafen von Dünkirchen den Engländern eingeräumt worden waren, so wurden die Strafgefangenen auf den Galeeren nach Marseille geschickt. Am 1. Oktober dieses Jahres traten wir unsere Reise an und kamen über Havre de Grace nach Paris. Am fünfzehnten Tage unseres Aufenthalts zu Havre, als wir um neun Uhr abends eben zu essen anfangen und unsere Wachen ein gleiches thaten, klopfte mir jemand auf die Schulter. Ich kehrte mich um und wurde ein junges Frauenzimmer von Stande gewahr, die Tochter des vornehmsten Bankiers der Stadt, dem ich einige Tage zuvor ein Predigtbuch geliehen hatte. Dieses überreichte sie mir mit folgenden eiligen und wehmütigen Worten: „Hier ist Ihr Buch. Gott sei in allen

Ihren Versuchungen mit Ihnen! Heute Nacht um zwölf Uhr werden Sie weggebracht. Vier Wagen sind dazu bestellt, und das weiße Thor wird deshalb offen bleiben. Man bringt Sie nach Paris in das häßliche Gefängniß und von da nach Marseille. Mögen Sie diese neue Probe standhaft aushalten!" — Wir fuhren in unserem Essen ruhig fort; nachher aber packten wir unsere wenigen Sachen zusammen, anstatt uns auf unsere Matratzen zu legen und zu schlafen. Während dieser Beschäftigung kam, wie gewöhnlich, unser Aufseher, sprach mit uns eine ganze Stunde lang und rauchte dabei eine Pfeife Tabak. In- dem er uns aber unsere Sachen zusammennehmen sah, anstatt unsere Betten zurechtzumachen, fragte er uns, was wir denn im Sinne hätten? „Wir bereiten uns," erwiderte ich, „um Mitternacht abzureisen; und Sie haben ein gleiches zu thun." — „Sie sind ein Narr!" antwortete er; „woher kommt diese Tollheit?" — „Ich sage Ihnen," fuhr ich fort, „daß sich um Mitternacht am Thore des Zeughauses vier Wagen einfinden werden, die uns durch das weiße Thor, das deshalb offen bleiben wird, führen sollen; und Sie werden uns bis nach Paris begleiten, von wo wir nach Marseille werden gebracht werden." „Ich erkläre Ihnen noch einmal," sagte er, „daß Sie

ein Narr sind, und daß nicht das geringste von dem wahr ist, was Sie mir gesagt haben. Ich habe noch um acht Uhr die Befehle vom Intendanten bekommen, und er hat mir nichts besonderes anbefohlen." — „Gut! mein Herr," erwiderte ich, „Sie werden es erfahren." — Kaum hatten wir diese Unterredung geendigt, als der Bediente des Intendanten hereintrat und ihm sagte, sein Herr wolle sogleich mit ihm sprechen. Voll Verwunderung kam er wieder zurück. „Mein Gott," sagte er, „entdecken Sie mir doch, ob Sie Zauberer oder Propheten sind? Ich glaube indessen, daß Gott mit Ihnen ist, denn Sie sind zu fromme und rechtschaffene Leute, als daß Sie den Satan zu Hilfe nehmen sollten." — „Nein, wir sind keines von beiden; es geht alles sehr natürlich zu." — „Ich kann es aber nicht begreifen," antwortete er, „denn ich habe es aus dem Munde des Intendanten selbst gehört, daß niemand in der Stadt von unserer Abreise etwas weiß, als nur er und ich, und da es Ihnen dennoch bekannt geworden ist, so werde ich standhaft bei der Meinung bleiben, daß Gott mit Ihnen ist." — „Ich hoffe es," gab ich zur Antwort; und er und wir machten uns zur Abreise völlig bereit. Das ganze Wunder beruhte aber darauf, daß die Tochter des Bankiers mit dem

Sekretär des Intendanten verlobt war und von ihm das Geheimniß erfahren hatte.

Als wir von Paris abreisten, befand sich eine große Menge protestantischer Personen auf den Straßen, durch welche unser Weg führte, und der Schläge unerachtet, welche die unvernünftigen Schließer unter ihnen austheilten, um sie von uns abzuhalten, warfen sie sich doch über uns her und umarmten uns; denn wir waren unserer roten Röcke wegen sehr kenntlich; auch machten wir zweiundzwanzig Protestanten das Ende der Kette aus. Diese ehrlichen Leute, unter denen sich viele Standespersonen befanden, riefen uns mit lauter Stimme zu: „Seid getrost, ihr Bekenner der Wahrheit! Leidet standhaft für eine so edle Sache! Wir werden nie aufhören, Gott zu bitten, daß er euch die Gnade erzeige, euch in euren schweren Versuchungen zu unterstützen.“ — Wir kamen durch Charenton, Isle de France, Bourgogne und Maconnois nach Lyon, und machten täglich drei bis vier Meilen. Dies ist in der That für solche Leute sehr viel, die, wir wir, mit schweren Ketten belastet waren, die jeden Abend in einem Stall auf dem Mist ruhten und schlechten Unterhalt bekamen, die, wenn Taumetter einfiel, bis an die Kniee im Kot waten mußten und auf deren Leib der

Regen nicht eher als mit der Witterung abtrocknete, ohne des Ungeziefers zu gedenken, das mit einem solchen Elend unzertrennlich verbunden ist. In Lyon wurde die ganze Kette von Sträflingen auf große platte Fahrzeuge eingeschifft, die uns auf der Rhone bis nach der Heiligen-Geist-Brücke brachten. Von da gingen wir zu Lande nach Avignon und von dort nach Marseille, wo wir Protestanten am 17. Januar 1713 in guter Gesundheit ankamen. Viele von den andern waren unterwegs gestorben; und es befanden sich unter ihnen sehr wenige, die nicht krank waren; viele starben noch im Hospital zu Marseille.

Dies ist das Ende unseres Marsches von Dünkirchen nach Marseille, einer Reise, auf der ich, besonders von Paris aus, mehr erduldet habe als in den zwölf vorhergehenden Jahren meiner Gefangenschaft und meines Aufenthalts auf den Galeeren.

In Marseille brachte man uns auf die Hauptgaleere, die den Neuangekommenen zum Ruheplatz diente. Die Anzahl unserer Glaubensbrüder, die sich auf dieser Hauptgaleere befanden, wurde durch uns bis auf vierzig vermehrt. Diese Brüder empfingen uns insgesammt mit Umarmungen und mit Thränen der Freude und des Schmerzens;

der Freude, uns gesund, standhaft und in den Willen des Höchsten ergeben zu sehen; des Schmerzens, wegen der Martern, die wir erduldet hatten. Sie priesen die göttliche Vorsehung, die uns in so langen und gefährlichen Prüfungen beigestanden.

8. Die Befreiung.

Nach dem Ryswick'schen Frieden wollten die päpstlichen Missionare die protestantischen Galeerenflaven zwingen, sich während der Messe gleich den Katholiken mit entblößtem Haupt auf die Erde zu beugen. Zu diesem Ende brachten sie den Herrn v. Bombelle auf ihre Seite, und es wurde beschlossen, allen Protestanten so lange die Bastonade geben zu lassen, bis sie versprochen hätten, während der Messe in dieser Stellung zu bleiben. Bombelle fing diese erschreckliche Strafe an und ging täglich von einer Galeere zur andern. Seine gewöhnlichen Ausdrücke, womit er die Märtyrer zum Gehorsam ermahnte, waren diese: „Hund, wirf dich nieder, wenn man die Messe lesen wird, und bete in dieser Stellung Gott oder den Teufel an, es gilt uns gleich viel.“ — Alle, welche dieser Strafe unterworfen wurden, blieben standhaft, und lobten Gott mitten

unter ihren Martern. Indessen wurden die Gesandten der protestantischen Mächte am französischen Hofe davon benachrichtigt, und machten sogleich dem Könige dringende Vorstellungen, in Folge welcher auch wirklich die Abstellung solcher Grausamkeiten angeordnet wurde.

Nachdem der Friede zu Utrecht geschlossen war, ohne daß man darin etwas für uns erhalten konnte, so wollte der Marquis v. Rochegude, ein französischer Edelmann, der sich nach der Schweiz geflüchtet hatte, auch noch den letzten Schritt für seine verfolgten Brüder wagen. Er ging von Utrecht nach Schweden zu dem König Karl XII, von da zu den Königen von Dänemark und Preußen, kurz zu allen protestantischen Fürsten, und ließ sich von ihnen Empfehlungsschreiben an die Königin von England geben, in welchen sie gebeten wurde, unsere Befreiung zu bewirken. Er übergab der Königin alle diese Briefe, und als er nach vierzehn Tagen um Antwort bat, sagte sie zu ihm: „Ich bitte Sie, mein Herr v. Rochegude, die armen Leute auf den französischen Galeeren wissen zu lassen, daß sie bald befreit werden sollen.“ Der Marquis säumte nicht, uns durch die Genfer Post sogleich Nachricht zu geben, und nun schöpften wir wieder einige Hoffnung, nachdem wir bereits auf alle

menschlische Hilfe verzichtet hatten und dankten Gott dafür. Kurze Zeit darauf bekam der Intendant zu Marseille vom Hofe Befehl, ein Verzeichniß aller auf den Galeeren befindlichen Protestanten nach Paris zu schicken. Es geschah; und gegen Ende des Monats Mai wurde er angewiesen, 136 dieser Protestanten, die man namentlich bezeichnet hatte, loszulassen. Die andern — denn es waren unserer 300 — wurden erst ein Jahr nachher in Freiheit gesetzt. Der Intendant theilte den päpstlichen Missionaren den Befehl mit, und diese waren wütend vor Zorn und erklärten, man müsse den König hintergangen haben, und es würde ein ewiger Schandfleck für die römische Kirche sein, uns in Freiheit zu setzen. Sie baten den Intendanten, die Vollziehung seiner Befehle aufzuschieben und ihnen vierzehn Tage Zeit zu lassen, damit sie einen Expreß nach Hofe schicken und dieselben wieder zurückgängig machen könnten. Der Intendant bewilligte ihre Bitte und hielt indessen den Befehl geheim. Wir wurden aber dennoch bald davon in Kenntniß gesetzt und erfuhren sogar nach und nach die Namen derer, die auf der Liste standen. Ich befand mich während dieser Zeit in großer Spannung; denn da ich der letzte auf der Liste war, und man uns dieses Verzeichniß nur stückweise zuschickte, so

schwebte ich drei Tage lang in der hangen Ungewißheit, ob mein Name aufgezeichnet sei oder nicht. Endlich wurde auch mir der Trost zu theil, der aber freilich immer noch mit Furcht vermischt war, da wir zugleich von dem neuen Schritt der Missionare Kunde erhalten hatten. Ihr Gilbote kam nun wieder in Marseille an, brachte aber weder eine gute noch schlimme Antwort mit; und die Missionare baten nun nochmals um acht Tage Verzug, um einen andern Expressen abzuwarten, den sie bald nach dem ersten abgeschickt hatten. Allein auch dieser kam mit demselben Stillschweigen vom Hofe zurück. Nun konnten sie sich unserer Befreiung nicht mehr widersetzen; aber ihre Bosheit brachte es doch bei dem Intendanten dahin, daß wir nur mit der Bedingung losgelassen wurden, zu Schiff und auf eigene Kosten das Königreich zu verlassen. Beides mußte uns sehr schwer fallen, denn es war kein Schiff im Hafen, das uns nach Holland oder England hätte bringen können; und um ein eigenes zu mieten, dazu waren wir zu arm.

Endlich kam ein Steuermann einer Galeere, Namens Jovas, zu einem unserer Brüder und sagte ihm, er wolle uns von Marseille nach Villefranche, einem Seehafen in der Grafschaft Nizza, der dem König von Sardinien

gehört, hinüberführen, und von da könnten wir dann durch Piemont nach Genf gehen. Er besaß nämlich eine eigene Tartane, eine Art von Barken, die auf dem Mittelländischen Meere schiffen. Wir kamen mit ihm überein, daß ein jeder von uns ihm sechs Livres bezahlen sollte, wogegen er uns mit den nötigen Lebensmitteln zu versehen hätte. Dies war für eine so kurze Reise von fünfundzwanzig Meilen eine gute Bezahlung; und so große Schwierigkeiten auch die Missionare noch machten, so kamen wir doch am 17. Juni 1713 glücklich von Marseille weg. Das Meer war sehr stürmisch, ob wir gleich günstigen Wind hatten; und unsere Barke wurde von den Wellen so herumgeworfen, daß wir jeden Augenblick umzukommen fürchteten und alle die Seekrankheit bekamen. In Villefranche setzte uns Jovas ans Land. Er sagte, er habe mit jemand in Nizza zu sprechen und wolle also dahingehen und zugleich die Messe hören. Ich sagte, wenn er es erlaube, wolle ich ihn nach Nizza begleiten. „Sehr gern!“ antwortete er; und wir traten nebst noch drei andern unserer Brüder den Weg an. Beim Eintritt in die Stadt sagte unser Kapitän, er wolle jetzt die Messe hören und wir sollten im nächsten Wirtshaus auf ihn warten. Hierauf gingen wir in eine große Straße, und

da wir gerade Sonntag hatten und alle Buden und Häuser geschlossen waren, so sah man fast keinen Menschen. Indessen wurden wir einen kleinen Mann gewahr, der auf uns zukam. Anfänglich hatten wir ihn nicht besonders beachtet; als er uns aber näher kam, grüßte er uns sehr höflich und bat, wir möchten ihm nicht übel nehmen, wenn er uns fragte, woher wir kämen. Wir antworteten ihm: „von Marseille.“ Er erschrak und war anfänglich nicht so feck, uns zu fragen, ob wir von den Galeeren kämen, denn es ist eine große Beleidigung für einen Menschen, von ihm zu sagen, er sei auf den Galeeren gewesen, außer wenn es um der Religion willen geschehen ist. „Ich bitte Sie aber, meine Herren,“ fuhr er fort, „mir zu sagen, ob Sie auf königlichen Befehl diese Stadt verlassen haben.“ „Ja!“ antworteten wir ihm, „wir kommen von den französischen Galeeren.“ „Ach mein Gott!“ rief er aus, „sind Sie von denen, die man vor einiger Zeit wegen der Religion befreit hat?“ Wir bejahten es. Der Mann war vor Freuden ganz außer sich und bat uns, ihm zu folgen. Wir thaten es ohne viel Bedenken; nur Jovas, der noch bei uns war, hatte einige Besorgniß für uns, denn es ist den Italienern nicht jederzeit zu trauen. Der kleine Mann

führte uns in sein Haus, das mehr dem Palast eines großen Herrn als der Wohnung eines Kaufmanns ähnlich war. Beim Eintritt fiel er uns um den Hals und weinte vor Freuden. Er rief seine Frau und seine Kinder herbei: „Kommet," sagte er, „sehet und umarmet unsere lieben Brüder, die endlich aus den großen Trübsalen auf den französischen Galeeren erlöst worden sind." Hierauf bat uns Herr Bonijoli (so hieß er), uns mit ihm im Gebet zu vereinigen. Wir knieten insgesammt nieder, auch Jovas kniete mit, und Herr Bonijoli verrichtete zum Dank für unsere Befreiung ein so herzliches und feuriges Gebet, als ich je eines gehört habe. Wir alle weinten, und Jovas versicherte uns nachher, er habe gemeint, im Paradies zu sein. Nach dem Gebet trug man das Frühstück auf; und nach vielen gottseligen Unterredungen von der mächtigen Gnade Gottes, die uns Standhaftigkeit verliehen, die Wahrheit seines heiligen Evangeliums zu behaupten und über unsere Feinde zu siegen, fragte uns Herr Bonijoli, wie viele wir wären. Wir sagten ihm: Sechsenddreißig. „Dies kommt mit meinem Schreiben überein," antwortete er; „denn ich muß Ihnen sagen, daß mir einer meiner Korrespondenten zu Marseille den Tag Ihrer Befreiung angezeigt und mich

gebeten hat, Sie, wenn Sie etwa hier durchkommen sollten, aufs beste aufzunehmen. Aber wo sind denn die übrigen?" „Zu Villedfranche," sagten wir. Als bald wurden Anstalten getroffen, um sie alle auch nach Nizza zu bringen. Herr Bonijoli nahm sie sehr liebevoll auf, mietete verschiedene Wirtshäuser auf seine Kosten, und befahl, sie aufs freundlichste zu behandeln. Wir vier aber blieben in seinem Hause; und er überhäufte uns während unseres dreitägigen Aufenthalts mit Liebesbeweisen. Jovas ging nun wieder nach Marseille zurück und versprach uns, die beiden andern Barken zu benachrichtigen, daß sie auch nach Villedfranche kommen sollten. Nach seiner Abreise machte Herr Bonijoli Anstalt, uns fortzuschaffen. Er mietete auf seine Kosten sechsunddreißig Maultiere, die uns nebst einem Wegweiser bis nach Turin bringen sollten. Zu Anfang des Juli verließen wir Nizza. Wir hatten einige Greise unter uns, die uns sehr viel zu schaffen machten, weil sie sich auf den Maultieren nicht halten konnten. Unser beschwerlicher Weg führte uns über sehr viele Berge, worunter der Col di Tenda, und ob wir gleich am Fuße desselben die größte Hitze ausstanden, so war es doch auf seinem Gipfel so kalt, daß wir absteigen und zu Fuß gehen mußten, um uns wieder

zu erwärmen. Auf der andern Seite flogen wir in die Ebene von Piemont, ein sehr schönes und angenehmes Land, hinab, und kamen so in die Residenzstadt Turin. Herr Bonijoli hatte unsere Ankunft bereits im voraus gemeldet, so daß wir von den französischen Protestanten, die des Handels wegen in der Stadt wohnten und sich zu dem Gottesdienst der nahe gelegenen Waldensertäler hielten, mit großer Liebe aufgenommen wurden. Sie hielten uns drei Tage lang in allem frei, und nachdem sie uns Lasttiere zur Fortsetzung unserer Reise verschafft hatten, baten sie den König, uns einen Paß geben zu lassen, der uns durch seine Staaten sicher bis nach Genf bringen könnte. Der König Viktor Amadeus verlangte uns zu sehen. Sechs von uns wurden ihm in Gegenwart des holländischen und englischen Gesandten vorgestellt. Er nahm uns sehr gnädig auf und richtete eine halbe Stunde lang verschiedene Fragen an uns; z. B. wie lange wir auf den Galeeren gewesen; warum wir auf dieselben gekommen seien; was wir daselbst auszustehen gehabt und dergleichen. Nachdem wir auf alles genau geantwortet hatten, sagte er zu den Gesandten: „Dies ist grausam und barbarisch!“ Seine Majestät fragte uns hierauf, ob wir Geld zu unserer Reise hätten. Wir

antworteten: wir hätten nicht viel übrig; aber unsere Brüder, besonders Herr Bonijoli in Nizza, hätten uns frei bis nach Turin gebracht, und unsere Brüder zu Turin wollten bis nach Genf ein gleiches thun. Man hatte uns angewiesen, auf diese Frage so zu antworten. Hierauf sagte Seine Majestät zu uns: „Ihr könnet so lange in Turin bleiben, als es euch beliebt; und wenn ihr weggehen wollet, so dürft ihr nur zu meinem Sekretär kommen und daselbst den Paß abholen.“ Wir erwiderten, wenn es Seine Majestät für gut hielte, möchten wir morgen abreisen. „Geht in Gottes Namen,“ sagte der König, und befahl sogleich dem Staatssekretär, uns einen günstigen Paß auszufertigen. In diesem Paß wurde allen seinen Unterthanen befohlen, uns mit dem, was wir während unserer Reise nötig haben würden, zu versehen. Wir waren, gottlob! nicht genötigt, davon Gebrauch zu machen, denn unsere Brüder zu Turin, die uns schon mit Wohlthaten überhäuft hatten, brachten uns auf ihre Kosten bis nach Genf. Zu Turin hielt sich ein junger Mensch aus Genf, ein Uhrmacher von Profession, auf, der zu Fuß einen großen Teil des Weges mit uns ging. Als wir noch etwa zwei Tage reisen von Genf entfernt waren, nahm er von uns Abschied und sagte, er wisse einen weit

kürzeren Fußweg, auf dem er einen Tag früher nach Genf kommen könne. In der That kam er einen Tag vor uns in Genf an, und da er in der Stadt erzählt hatte, es würden morgen sechsunddreißig von den französischen Galeeren befreite Bekenner ankommen, so ließ ihn der Stadtmagistrat zu sich rufen, um sich dessen genauer zu erkundigen. Des andern Morgens, an einem Sonntage, mußten wir unsern Weg über einen Berg nehmen, der ungefähr eine Meile von Genf lag, und von da aus wurden wir dieser Stadt mit einer Freude gewahr, die nur mit derjenigen, welche die Israeliten beim Anblick des Landes Kanaan empfanden, verglichen werden kann. Da die Thore von Genf erst nach dem Gottesdienste, d. h. nach vier Uhr nachmittags, wieder geöffnet wurden, so mußten wir uns so lange in einem benachbarten Dorfe aufhalten. Kaum hatte sich aber unser Zug wieder in Bewegung gesetzt, so erblickten wir eine große Menge Menschen, die aus der Stadt kamen. Unser Wegweiser schien darüber bestürzt zu sein, und noch mehr, als wir in der Ebene, eine Viertelstunde vor der Stadt, drei Kutschen, von Hellebardenträgern umringt, und einen unzählbaren Haufen Volks auf uns zukommen sahen. So bald man uns gewahr wurde, kam ein obrigkeitlicher Diener

und bat uns, wir möchten absteigen, um dem Magistrat von Genf, der uns zu unserer Ankunft Glück wünschen wolle, entgegen zu gehen. Aus jeder Kutsche stieg eine Magistratsperson und ein Prediger, die uns mit der größten Freude umarmten, und uns wegen unserer Standhaftigkeit so sehr rühmten und beglückwünschten, wie wir es gar nicht verdient hatten. Wir dankten ihnen mit vieler Rührung, und priesen die Gnade Gottes, die uns allein in unsern großen Drangsalen durchgeholfen habe. Nun näherte sich auch das Volk. Aber was war das für ein ergreifender Auftritt! Viele Einwohner aus Genf hatten Eltern oder Freunde auf den Galeeren; und da sie nicht wußten, ob dieselben unter uns seien, so ließ sich nun ein lautes verwirrtes Durcheinanderrufen hören: „Mein Sohn! Mein Mann! Mein Bruder! Seid ihr da?“ Wir wurden von Umarmungen fast erstickt; und nur mit Mühe konnten wir dazu gelangen, unsere Maulesel wieder zu besteigen und unsern Einzug in die Stadt zu halten. Wie im Triumph wurden wir hineingeführt, und man stritt sich darum, wer die Freude haben sollte, einen von uns in seinem Hause bewirten zu dürfen.

Ich und noch sechs andere hielten uns nicht lange in Genf auf. Wir fanden daselbst eine

Kutsche aus Berlin, die den preußischen Residenten hergebracht hatte, und mit der wir bis nach Frankfurt a. M. wieder zurückfahren konnten. Die Herren zu Genf hatten die Güte, unsere Reise zu bezahlen und uns noch überdies einiges Geld zu geben. In Bern mußten wir uns vier Tage lang aufhalten und wurden mit Ehrenbezeugungen und Liebeserweisungen überhäuft. Beim Abschied ließ der Bürgermeister einem jeden von uns noch zwanzig Reichsthaler Reisegeld zustellen.

Zu Anfang Augusts gelangten wir nach Frankfurt. Die Herren von Genf hatten uns an Herrn Sarasin, Kaufmann und Vorsteher der reformierten Kirche zu Bockenheim bei Frankfurt, empfohlen; denn damals war in Frankfurt noch keine reformierte Kirche, und die Reformierten in Frankfurt mußten sich an die Kirche in Bockenheim halten. Wir stiegen bei Herrn Sarasin ab, und in kurzer Zeit versammelten sich bei ihm die Mitglieder des reformierten Kirchenvorstandes, welche theils Deutsche, theils Franzosen waren. Sie bewillkomnten uns mit großer Freude und nahmen uns nach Bockenheim mit, wo wir die Vorbereitungspredigt des Herrn Matthieu, französischen Predigers dieser Kirche, anhörten. Die Anstalten zu unserer Weiterreise wurden Herrn

Sarasin zur Besorgung übertragen, der sich auch diesem Geschäft mit vielem Eifer unterzog. Er kaufte uns ein leichtes Schiff, das uns nach Köln bringen sollte, ließ die nötigen Lebensmittel auf das Fahrzeug schaffen und befahl den Schiffsleuten, uns jeden Abend ans Land steigen zu lassen, damit wir an bequemen Orten unser Nachtlager nehmen könnten. Besonders schärfte er ihnen ein, sich so nahe als möglich an der Seite zu halten, wo die Reichsarmee längs des Flusses stand, denn wir befürchteten, in die Hände der Franzosen zu fallen, die damals auf der andern Seite Landau belagerten.

Als uns Herr Sarasin einschiffen ließ, führte er uns auf das Rathaus, wo wir den Magistrat um einen Paß ersuchten. Diese Herren wünschten uns zu unserer Befreiung Glück, und bewiesen sich sehr liebevoll gegen uns. Sie nannten uns sogar das Salz der Erde, eine Benennung, die uns bei der lebhaftesten Empfindung unserer eigenen Schwachheit sehr demüthigte. Wir gaben Gott allein die Ehre. Einige von den Herren sah ich sogar weinen, und nachdem sie uns zur Beständigkeit ermahnt hatten, überreichten sie uns einen sehr ausführlichen Paß, der unentgeltlich ausgefertigt worden war. Mit innigem Danke verabschiedeten wir uns von ihnen und

von Herrn Sarasin, der uns so viele Wohlthaten erwiesen hatte.

Unsere Reise währte ziemlich lange, weil eine jede Wache der Reichsarmee, die sich an den Ufern des Flusses befand, uns anhielt und unsern Paß genau untersuchte. Obgleich die Franzosen, die auf der andern Seite waren, einigemal nach uns schossen, so hatten wir doch, Gottlob! keinen Schaden davon. Acht Tage nach unserer Abreise von Frankfurt waren vergangen, als wir in Köln ankamen. Wir verkauften hier unser Schiff, und des andern Morgens gingen wir mit der gewöhnlichen Barke nach Dordrecht, hielten uns aber da nicht auf, sondern fuhren sogleich nach Rotterdam, und von da nach Amsterdam. Ich mußte sehr weitläufig sein, wenn ich von der brüderlichen Aufnahme in dieser Stadt ausführlich reden wollte. Man führte uns vor das Konsistorium der wallonischen Kirche, dessen Gliedern wir unsern herzlichen Dank für die ausdauernde Liebe bezeugten, die uns so viele Jahre hindurch in unsern großen Drangsalen Unterstützung geleistet hatte. Die Herren umarmten uns mit thränenden Augen, und ermahnten uns, noch ferner als Bekenner der Wahrheit unsern heiligen Glauben durch ein untadelhaftes Leben zu zieren. Auch fasten sie

den großmütigen Entschluß, ihre Unterstützungen fortzusetzen.

Nachdem wir drei bis vier Wochen hindurch in Amsterdam eine Fülle von Liebesbeweisen empfangen hatten, forderte mich das Konsistorium der wallonischen Kirche auf, einer von den Deputierten zu sein, die man nach England schicken wollte. Wir sollten nämlich fürs erste Ihrer Majestät der Königin unsern Dank darbringen für die Befreiung, die sie uns zuwege gebracht, und sodann auch an der Befreiung der übrigen, die sich noch auf den Galeeren befanden, arbeiten. Ich ging mit zweien unserer Brüder nach London; und in kurzer Zeit fanden sich daselbst zwölf Deputierte ein, welche sämtlich, wie wir, Galeerenflaven gewesen waren. Die Herren Marquis von Miremont und von Rohegude stellten uns der Königin vor, welche uns zum Handkusse zuließ. Der Marquis von Miremont sprach in unserem Namen den Dank für unsere Errettung aus. Ihre Majestät versicherte, sie freue sich, uns befreit zu sehen, und hoffe diejenigen, die noch auf den Galeeren zurückgeblieben seien, auch bald in Freiheit zu setzen.

Der Marquis von Rohegude hielt es für ratsam, uns auch bei dem damaligen französischen Gesandten in London, Herrn von Aumont, ein-

zuführen. Er war sehr gnädig gegen uns, gratulierte uns zu unserer Befreiung, und fragte, wie lange wir auf den Galeeren gewesen seien, u. s. w. Wir baten ihn, er möchte für die armen Zurückgebliebenen in Marseille eine Fürbitte beim französischen Hofe einlegen, denn der König habe die Loslassung aller bewilligt, und doch seien nur 136 frei geworden, gegen 200 aber zurückgeblieben. Der Gesandte wunderte sich über diesen Unterschied, und meinte, diese Zurückgebliebenen müßten noch ein anderes Verbrechen begangen haben. Allein wir versicherten ihm das Gegentheil, und zum Beweise erzählte ich ihm, wie mein Gefährte, Daniel le Gras, wegen des gleichen Vergehens, wie ich, verurteilt worden und nun doch noch Galeerensklave in Marseille sei, während ich die Freiheit erlangt habe. Dies schien ihn zu überzeugen; und er versprach deshalb an den französischen Hof zu schreiben. Aber sein Gesandtschaftssekretär, der Abbé Nadal, wußte es doch wieder zu verhindern, und unsere Brüder wurden erst ein Jahr darauf, nach einer wiederholten Fürsprache der Königin von England, freigegeben.

Ich eile zum Schluß meiner Geschichte. Mit Bewilligung des Marquis v. Nohegude verließ ich London, nachdem ich mich dritthalb Monate

dieselbst aufgehalten hatte. Ein Teil von unsern Brüdern blieb noch einige Zeit zurück, um der Königin die Befreiung der auf den Galeeren gebliebenen Protestanten noch ferner zu empfehlen. Ich blieb einige Wochen im Haag. Der Prediger Basnage bemühte sich, einen jährlichen Gehalt von den Generalstaaten für uns zu erlangen, der auch kurze Zeit darauf bewilligt wurde. Wir hatten diese Wohlthat im geringsten nicht verdient, und konnten sie nur ihrer christlichen Liebe zuschreiben. Wenn ich die Großmuth dieser Herren betrachte, so muß ich ihre Gottesfurcht, ihren Eifer für die Ehre des Höchsten und ihre Liebe gegen den Nächsten bewundern, die sich bei der Beobachtung des heiligen Gebots, „jedermann Gutes zu thun, allermeist aber an den Glaubensgenossen,“ so kräftig bewiesen haben. Gott selbst sei der Vergelter dieser und aller andern Wohlthaten, die uns auf unserem thränenreichen Pilgerlaufe zugeflossen sind!

Im Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart
sind erschienen:

Deutsche Jugend- und Volksbibliothek.

Bis jetzt 170 Bändchen.

Jedes Bändchen kartoniert mit Titelbild 75 S.

61. **Adelberg, Dr. G.**, Jean Martel. Ein Bekenner auf den Galeeren.
16. **Aesop** und anderer weiser Meister Fabelschatz. 2. Aufl.
122. **Alcoa, D.**, Kreuz und Krone. Lebens- und Leidensgeschichte eines Hugenotten. 2. Aufl.
81. **Barch, Dr. G. G.**, Vier Erzählungen.
91. — — Der Negerkönig Zamba. Eine Sklavengeschichte. 3. Aufl.
96. — — Lebensbilder. Vier Erzählungen.
111. — — Fünf Erzählungen.
92. **Bauer, Dr. L.**, Karl Theodor Körner's Leben.
31. **Berthold, Hel.**, Die Kinder des Gedächtnisses. Erzählung.
136. — — Das Testament. Ein Stück Leben a. d. guten alten Zeit.
124. **Beutelspacher, Fr.**, Erzählung eines alten Jägers. 2. Aufl.
141. **Blaut, Fr.**, Alte und neue Geschichten.
46. — — Glaubensstreue oder die Wallonen in der Pfalz. 2. Aufl.
56. — — Der Stiefsohn. Erzählung. 2. Aufl.
71. **Bonnet, J.**, Das Grafenschloß in den Sevennen. 2. Aufl.
93. **Braun, Fr.**, Martin Luther im deutschen Lied. 2. Aufl.
141. **Bräusweiler-Wilhelm**, Benjamin Franklin.
126. **Burt, Alb.**, Der blinde Heinrich. Erzählung.
142. — — Meister Bernhard oder Im Feuer bewährt. Erzählung.
4. **Caspari, R. G.**, Alte Geschichten aus dem Speßart. 7. Aufl.
5. — — Zu Strassburg auf der Schanz. Dorfsagen. 6. Aufl.
132. — — Der Schulmeister und sein Sohn. 14. Aufl.
137. — — Christ und Jude. Eine Erzählung a. d. 16. Jahrhundert.
145. — — Schatzkästlein von (249) Erzählungen. I.
146. — — Schatzkästlein von (217) Erzählungen. II.
101. **Eberhardt-Büsch, A.**, Maria die Kleidermacherin.
6. **Edelsteine** deutscher Gedichte und Lieder. 2. Aufl.
31. **Flammberg, G.**, Der Vogelsteller vom Eschlupphal. 2. Aufl.
36. — — Vom treuen Kunrad. 2. Aufl.
51. — — Bildhild. Erzählung aus dem 8. Jahrhundert.
57. — — Die Rückkehr der Waldenser im Jahr 1689.
66. — — Ein deutscher Mann. Mit Anh.: Brombeeren.
123. **Frohmeier, A.**, Bilder aus der französischen Revolution.
133. **Frohmeier, Dr. L.**, Generalfeldmarschall Moltke.
13. **Froemel, D. Em.**, Aus der Familiengeschichte eines geistlichen Herrn. Erzählungen. 4. Aufl.
20. — — Der Heimerle von Lindelbrunn. 8. Aufl.
25. — — Aus vergangenen Tagen. Erzählungen. 4. Aufl.
30. — — In zwei Jahrhunderten. Freud und Leid im Leben einer alten Pfarrerin. 4. Aufl.
40. — — „O Strassburg, du wunderschöne Stadt.“ 5. Aufl.

- (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)
52. **Frommel, D. Em.**, Aus dem untersten Stockwerk. 4. Aufl.
 72. — — **Joh. Abr. Strauß**, weiffälsches Pfarroriginal. 2. Aufl.
 76. — — **Dr. Aloys Henhöfer**, Ein jüdd. Pfarroriginal. 2. Aufl.
 121. — — Aus goldnen Jugendtagen. 2. Aufl.
 112. **Gans, Emil**, König David. Eine biblische Erzählung.
 1. **Gebichte, deutsche**, zur deutschen Geschichte. 2. Aufl.
 37. **Glöttler, J. P.**, Joh. Sal. Moser, der Patriot.
 82. **Gottlieb, Jer.**, (Pf. Viktus), Schweizer-Geschichten.
 113. — — Der Knabe des Tell. Erzählung. 2. Aufl.
 116. — — Durstli oder Der heilige Weihnachtsabend. 2. Aufl.
 166. **Gräpp, C. W.**, Die Fischerhütte am Erieeje.
 7. **Grube, A. W.**, Blicke ins Seelenleben der Tiere. 2. A.
 11. — — Scharnhorsts Leben und Wirken. 3. Aufl.
 12. — — General Gneisenau. 3. Aufl.
 18. — — Abraham Lincoln. 2. Aufl.
 21. — — Aus der Alpenwelt der Schweiz. 2. Aufl.
 32. **Grube, A. W.**, Der welsche Nachbar. Lebensbilder aus dem Krieg von 1870—71. 3. Aufl.
 47. — — Napoleons Kriegszug nach Moskau im Jahre 1812. 3. A.
 38. **Guntisberg, Marie**, Eine Deutsche im Osten. 2. Aufl.
 147. **Hackenschmidt, R.**, Alte und neue Geschichten aus dem Elsaß.
 127. **Heinrich, C.**, Friedrich Friesen und die Lützower. 1813/15.
 148. — — General Bülow von Dennewitz.
 97. **Hofacker, Ludwig**, Deutscher Rätselschatz.
 114. — — Johannes Brenz und Herzog Ulrich von Württemberg.
 42. **Hoffmann, C.**, Die Schwaben an der Marne.
 151. **Hoffmann, P.**, Johs. Arndt in Braunschweig.
 156. — — Paulus Gerhardt, der geistliche Sänger.
 26. **Jank, A.**, Juba. Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. 2. Aufl.
 98. **Klee, Dr. G.**, Langobardische Sagen und Geschichten.
 102. — — Der arme Mann im Lößenberg.
 106. — — Alte deutsche Märlein und Schwänke.
 115. — — Eines deutschen Volkes Ruhm und Untergang.
 124. — — Drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter.
 128. — — Wunderliche Schicksale des armen Simplex.
 152. — — Fünf Erzählungen.
 161. — — Abenteuer und Thaten Joachim Nettelbecks.
 167. — — Vom Hirtenbüblein zum Professor. A. Th. Platters Leben.
 103. **Kühser, Th.**, General Gordon, der Held und Christ.
 157. **Leut, W.**, Im fernen Westen. Deutsche Ansiedler in Nordamerika.
 117. **Liebrecht, M.**, Ein Bettelkind. Erzählung.
 58. **Mierz, Dr. Heinrich**, Luise, Königin von Preußen. 2. Aufl.
 77. — — Albrecht Dürer, der große deutsche Künstler.
 67. **Müller, C. W.**, Aus der Irre. Kriegserzählung.
 73. — — Ein altes Bild.
 14. **Mürdter, K.**, Die blühende Legion. 2. Aufl.
 138. **Oberlin, Pfr.** im Steinthal, Leben und Wirken.
 62. **Paulus, Dr. J.**, Zorabde. Eine Erzählung aus dem hl. Lande.
 86. — — Judas der Galläer. Erzählung.
 94. — — Die Hochzeit zu Kana. Erzählung.

- (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)
99. **Paulus, Dr. J.**, Herodias. Erzählung aus der Zeit Christi.
104. — — Der Jüngling zu Nain. Erzählung.
107. — — Barabbas. Erzählung aus der Zeit Christi.
118. — — Aus Nacht zum Licht. Erzählung aus der Apostelzeit.
125. — — Maria. Erzählung aus der Zeit d. Zerstörung Jerusalems.
129. — — Der Brand von Rom. Aus der Christenverfolgung.
134. — — Viktoria. Aus der Kirche der Katakomben.
139. — — Perpetua. Eine Erzählung aus der Christengemeinde in Karthago.
153. **Paulus, W.**, Paul Warnefrit und Karl der Große.
63. **Wichler, Luise**, Konrad Wiberhold.
74. — — Der Schreckenstag zu Weinsberg.
19. **Preffel, P.**, Herzog Christoph zu Württemberg. 2. Aufl.
43. **Rebe, Maria**, Am Gischtein. 2. Aufl.
53. — — Andreas König. Geschichte aus dem Elsaß.
78. — — Der Silber-Adel. In dritter Klasse.
23. **Roland Leicht**, Leben eines Londoner Straßensungen. 2. Aufl.
143. **Schlatter, D.**, Kampf überall. 8 Erzählungen.
154. — — Im Dienst des Nächsten. Erzählungen.
17. **Schott, Th.**, Eugenottengeschichten. 2. Aufl.
33. — — Hieronymus Savonarola. Lebensbild. 2. Aufl.
28. **v. Schubert, Dr. G. S.**, Zwei Erzählungen. 5. Aufl.
34. — — Acht Erzählungen. 5. Aufl.
54. — — Sohn und Enkel. Der Krüppel von Rottenstein. 7. Aufl.
59. — — Drei Erzählungen. 3. Aufl.
79. — — Herbstrosen. Erzählungen.
83. — — Nach der Abendglocke. Erzählungen.
87. — — Grüne Blätter. Erzählungen.
10. **Seebilder**. 2. Aufl.
64. **Spieh, Phil.**, Bis zum Felerabend.
75. — — Der Krankenhauspförtner.
84. — — Der Wische-Fabrikant. Erzählung aus Schwaben.
95. — — Der Klostervogt von Lichtenstern. Erzählung.
158. **Steinrich, G.**, Groß-Friedrichsburg.
2. **Stöver, R.**, Geschichten des Pfarrers Siebentisch. 3. Aufl.
9. — — Geschichten von der Altmühl. 5. Aufl.
22. — — Der Mühlarzt, nebst anderen Geschichten. 3. Aufl.
27. — — Mähren. Nebst anderen Erzählungen. 3. Aufl.
35. — — Das Elmhäth, nebst weiteren Erzählungen. 6. Aufl.
48. — — Der Schneider von Gastein und: Kleinere Erzählgn. 6. A.
159. — — Sabina die Bleicherin. Das Buch der Armen. 23 Erz.
160. — — Dürrenstein, nebst 7 weiteren Erzählungen.
162. — — Der Tag im Graben, nebst 8 weiteren Erzählungen.
163. — — Die Küche, nebst 9 weiteren Erzählungen.
168. — — Gertraud, nebst 8 weiteren Erzählungen.
169. — — Der gute Wald, nebst 13 weiteren Erzählungen.
88. **Stöver, Wilh.**, Scherz und Ernst. Erzählungen.
105. — — Altes und Neues aus den Altmühlbergen.
108. — — Ein Feld im Kirchenroß.
109. **Strehle, F.**, Die Brüder. Erzählung.
44. **Thelemann, D.**, Franz v. Sickingen, der letzte Ritter.

- (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)
130. **Titelius, M.**, Treue Herzen. Drei Erzählungen.
 135. — — Ohne Heimat. Drei Erzählungen.
 144. — — Wo ist mein Vaterland? Erzählung.
 155. — — Eigene Wege. Erzählung.
 119. **Traub, Th.**, Gustav Wasa von Schweden.
 110. **Viator, B. M.**, Lucius. Erzählung aus altchristlicher Zeit.
 45. **Weitbrecht, G.**, Pfarrer Joh. Friedr. Klattich. 2. Aufl.
 49. — — David Livingstone. Lebensbild. 3. Aufl.
 55. — — Dr. C. G. Barth nach seinem Leben und Wirken.
 68. — — Der Freiherr vom Stein.
 89. — — Dreisam. Erzählungen.
 100. — — Von der Blockhütte zum Präsidentenpalast.
 120. — — Wilhelm I. Deutsches Kaiserbüchlein.
 140. — — Umwege und Abwege. Zwei Erzählungen.
 149. — — Kämpfe und Siege. Drei Erzählungen.
 164. — — Menschenwege und Gotteswege. Zwei Erzählungen aus
 alter und neuer Zeit.
 170. — — Fürst Bismarck.
 85. **Weitbrecht, Rich.**, Der Prophet von Siena. Erzählung.
 39. **Wiesner, S.**, Wild gewachsen. Erzählung. 2. Aufl.
 50. — — Verlorne Söhne. Geschichten aus dem Gefängnis.
 60. — — Fabrikant oder Meister? Erzählung.
 3. **Wild, R.**, Der Seidenweber. Erhard Daubitz. Zwei Erzählgn.
 2. Aufl.
 8. — — Kriminalgeschichten aus älterer und neuerer Zeit. 2. A.
 15. — — Lebensbilder. 2. Aufl.
 69. — — Aus dem Leben und aus Büchern. 2. Aufl.
 65. **Wilmis, A.**, Das Kind der Krabbenfrau. Erzählung.
 70. — — Die Bockenburg. Erzählung.
 165. — — Friedrich Berthel, ein deutscher Buchhändler und Patriot.
 150. **Yonge, C. M.**, Der kleine Herzog oder Richard ohne Furcht.
 3. Aufl.
 80. **Zeller, M.**, Dr. G. S. v. Schuberts Jugendgeschichte.
 90. — — Dr. G. S. v. Schuberts Tagewerk und Feierabend.

Beste, vollstündliche Erzählungen, spannend und anziehend,
 rein, gehaltvoll und wohlfeil. Zur Hausbibliothek für alle, zu Ge-
 schenken, Gaben und Prämien, für Volks- und Anstalts-Büchereien,
 Kasernen, Schiffe u. s. w. das Beste. Jede der 170 Nummern bietet
 ein fesselndes, dem Wahren und Edlen dienendes Buch.

ZS A71 Q9

UB BIELEFELD

4.17

990/4475922+01



k

KLZ

99

ZS A71

Q9

Verlag von J. S. Steinkopf in Stuttgart.

**Volkserzählungen aus der
Deutschen Jugend- und Volksbibliothek.**

Jedes Bändchen 75 S.

- Nro.
81. Barth, Dr. C. G., Vier Erzählungen. (Geschichte des Peter Trom. Das Frauenkreuz. Das Stöberwetter. Das Rutschenrad.)
91. — — Der Negerkönig Zamba. Eine Sklavengeschichte. 3. Aufl.
96. — — Lebensbilder. Vier Erzählungen. (Der Bernhardskrebs. Die Geschichte vom Sternwirt. Die vier Brüder. Der Sacktuchhändler.)
111. — — Fünf Erzählungen. 1. Das Rettungshaus auf dem Arlberge. 2. Der seltsame Appetit. 3. Die Schatzgräber. 4. Das Rubinenkreuz. 5. Das Concilium Nepomue.
Durch originelle Erzählung, Humor, tiefes Gemüth und bleibenden Gehalt besonders anziehend und eindrucksvoll.
82. Gotthelf, Jer., (Pfr. Bisius), Schweizer-Geschichten. (Das Erdbeeri-Mareili. Die beiden Raben und der Holzdieb. Die Rabenelstern.)
113. — — Der Knabe des Tell. Erzählung für Jugend und Volk. 2. Aufl.
116. — — Dursli oder Der heilige Weihnachtsabend.
43. Rebe, Maria, Am Gichstein. Erz. a. d. Schweiz. 2. A.
53. — — Andreas König. Eine Geschichte a. d. Elsaß.
78. — — Der Silber-Adel. In dritter Klasse. Elsässer Geschichten.
130. Titelin, M., Treue Herzen. Drei Erzählungen. (Eine fromme Pfarrjungfer. Im Korbwagen. Treu bis in den Tod.)
135. — — Ohne Heimat. Drei Erzählun. (Die neue Mutter. Der Markt zu Ravensburg. Die Waisenfinder.)
144. — — Wo ist mein Vaterland? Erzählung.
155. — — Eigene Wege. Erzählung u. Familienpapieren.
- ~~~~~

87

Die flucht des Camisarden

Eine Erzählung für Christenfinder

von

Dr. Chr. B. Barth.

Vierte Auflage.

Stuttgart, 1899.

Druck und Verlag von J. f. Steinkopf.

